

**Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 - 1933**

**von**

**Karl Hans Strobl**

(18.01.1877 – 10.03.1946)

Karl-May-Jahrbuch 1919  
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Das Tragische im  
„Karl-May-Problem“](#)

Karl-May-Jahrbuch 1920  
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Ein Karpathenabenteurer](#)

Karl-May-Jahrbuch 1921  
Hrsg. Max Finke + E. A. Schmid

[Scham und Maske](#)

Karl-May-Jahrbuch 1922  
Hrsg. Max Finke + E. A. Schmid

[Das Energiegesetz  
des Abenteurers](#)

Dr. Karl Hans Strobl war ein mährisch-österreichischer Schriftsteller, der besonders mit fantastischen Erzählungen hervortrat.

Zu Leben und Werk siehe [https://de.wikipedia.org/wiki/Karl\\_Hans\\_Strobl](https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Hans_Strobl)

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [ ] eingefügt.

## Das Tragische im „Karl-May-Problem“.

Von Dr. Karl Hans Strobl.

Auf Erden ist mehr Freude über einen Gerechten als über neunundneunzig Sünder, die Buße tun. Wobei dieser Gerechte nicht einmal einer zu sein braucht, der dem andern gerecht wird, sondern auch jeder, der sich selbst gerecht wird. Das neue Evangelium lautet: Behaupte dich selbst, sei du! Und das gilt mit beinahe derselben Uneingeschränktheit für die anständigen Leute wie für die Lumpen. Wir sind noch gar nicht so lange an der Bewunderung der sogenannten Renaissance-Naturen vorbei; das waren nach den maßgebendsten Ansichten alle jene, die im Guten wie im Bösen den Mut zu sich selber hatten! Ein ganzer zu sein! Man hörte es in allen Tonarten bis zu der Folgerung, daß die Größe eines Verbrechens die Gemeinheit der Taten entschuldige und Cesare Borgia wurde einer der Schutzpatrone der unentwegten Individualisten. Selbst auf Jack, den Bauchaufschlitzer, oder andere ähnlich begabte Zeitgenossen fiel noch ein Schimmer des großen bengalischen Feuerwerks, das dem ungebrochenen Ich angezündet wurde.

Die verlorenen Söhne, die ins Vaterhaus heimkehrten, die bereuenden und bußfertigen Sünder aber waren von vorneherein verdächtig. Reue und Buße sind Phantome der Angst, sind die Bankerte der Sklavenmoral mit dem Zweifel an sich selbst, und der letztere war nur erlaubt als sozusagen heuristisches Prinzip, nicht aber als transzendente Influenz – um in Gottes Namen den Jargon jener Modephilosophie zu sprechen. Der analytische Zweifel schien eine brauchbare Methode, um auf einem Umweg wieder zu sich selbst und zur Bejahung seiner selbst zu gelangen; er durfte nur nicht etwa aus irgend einem „An sich“, einem sittlichen Grundsatz von jenseitiger Herkunft, aus einer „Offenbarung“ stammen. Die Zerrissenheit war außerordentlich beliebt, aber eine sozusagen „ganze“ Zerrissenheit, die Zerrissenheit aus Überzeugung, bei der kein Rest übrig blieb, der geläutert und in eine reinere Form übergeführt werden konnte. Auch der Zerrissene war ein Charakter, sofern er nur in seiner Zerrissenheit verharrte. Sowie er aber auf Heilung aus war und irgendwie wieder aus der Retorte heraus der Gnade und Demut zustrebte, fiel er aus der Gunst der Intellektuellen.

In dieser Zeit beging Karl May die Unvorsichtigkeit, seine Bekehrung zu vollziehen und aus dem Stand der Selbstgerechten in den der bußfertigen Sünder überzusiedeln. Die Folge war, daß er aufhörte, ein Ganzer zu sein, und während die einen, die überhaupt an keine Umkehr solcher Art glauben können und wollen, sagten: „er lügt“, glaubten es ihm die andern, aber sagten: „er ist langweilig geworden“.

\* \* \*

Die Belohnungen für Zeugnisse, die über jeweils drohende Durchfälle meiner Gymnasiastenzeit schließlich doch hinweghelfen, waren Bücher, und ich weiß nicht, welchem meiner Zeugnisse als väterlicher Zufriedenheitsbeweis das erste Heft einer neuen Knabenzeitschrift angehängt war: „Der gute Kamerad“. Hauptbestandteil und wichtigstes Leseereignis dieses Heftes und aller folgenden war eine Erzählung aus dem fernen Westen: „Der Sohn des Bärenjägers“<sup>1</sup>. Buben lesen Geschichten ihrem Inhalt und nicht dem Namen ihres Verfassers nach, und Old Shatterhand war mir näher als Karl May. Ein Prärieheld von ganz neuer Art verdrängte den alten Lederstrumpf, der sich neben ihm sehr verräuchert und unbedeutend ausnahm; er setzte sich an dessen Stelle und wuchs sich über den Feriensommer zum Ideal aus. Es ist selbstverständlich, daß ich es lernte, durch den ganzen Garten zu schleichen, auf den Zehen- und Fingerspitzen, damit keine Spuren entstünden, daß ich feindliche Indianerstämme auf dem benachbarten Zimmerplatz des Herrn Neubauer nach allen Regeln der Kunst belauerte, daß ich unsere Magd Bozena Kratschwil mit dem Lasso einfing wie einen Mustang und daß ich nicht nur alle Tierstimmen der Urwälder auf dem Stürzerhügel nachahmen konnte, um mich mit meinen Genossen zu verständigen, sondern daß ich auch das Indianergeheul beim Angriff erschallen ließ, indem ich liiiiiih brüllte und dazu mit der Hand auf den Mund trillerte. Die plötzliche Anwendung des letzteren in allzugroßer Nähe der Ohren meines Vaters, sowie meine Wurfübungen mit dem Tomahawk gegen Baumstämme, die mir in Ermangelung von Sioux im Kampf gegenübertraten, ließen im Schoß der Familie die Erwägung aufsteigen, ob man nicht den Bezug des

<sup>1</sup> Ges. Werke, Bd. 35, „Unter Geiern.“

„Guten Kameraden“ einstellen sollte. Schließlich blieb er mir doch erhalten; ich folgte dem blauroten Methusalem auf seiner Fahrt nach dem fernen Ostern, verfertigte Stinktöpfe und Papierlaternen, versuchte bei Tisch anstatt Messer und Gabel die Eßstäbchen einzuführen, und sprach mit den Zeitgenossen nur mehr im Turnerstickschen Chinesisch: „Ich habong einen Sechserung auf der Lateining Schularbeitung.“

Aus Old Shatterhand wurde Karl May; auf einer höheren Ebene verschmolzen mir Verfasser und Held in eine einzige bewunderungswürdige Persönlichkeit, ein Vorbild männlicher Tüchtigkeit, Kühnheit, Kraft und Geistesgegenwart. Aus der Welt seiner Jugenderzählungen ging ich in die größere seiner Reiseromane ein, in diese Steppen, Urwälder, Wüsten und Bergschluchten, in denen sich Abenteuer zutrug, die Zeit und Raum vergessen ließen und ungeheuerste Spannungen der Seele hervorriefen, wie keine anderen Bücher je zuvor. Nicht nur Cooper, sondern auch Gerstäcker verblaßte und versank daneben, und wenn deren Helden ein Vorzug vor Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi blieb, so war es der, daß sie bedeutend weniger bedenklich waren, irgend einen Feind über den Haufen zu schießen, als dieser Westmann und Wüstenwanderer mit der stärksten aller Fäuste, dem schärfsten aller Köpfe und dem schwächsten aller Herzen. Denn es muß leider gesagt werden, daß er uns gerade in diesem Punkte keineswegs vorbildlich erschien, mir und keinem derer, die sich damals mit mir auf dem Kriegspfad befanden, und daß wir seine christliche Langmut und Geduld, seine Milde und Versöhnlichkeit, seine Barmherzigkeit und alle sonstigen schwachmütigen Tugenden als einen, den einzigen, Flecken an seinem glänzenden Schild empfanden. Nicht daß wir für grausame Blutbäder und Schindereien gewesen wären, aber wir lehnten aus dem Instinkt der Ungebrochenen und Selbstgerechten jene unaufhörlichen Demütigungen und Erniedrigungen ab, die wir den Mann, den wir verehrten, sich selbst bereiten sahen. Wir verstanden nicht, daß es nach dem Herzen Gottes ein könne, einen überwiesenen und gemeingefährlichen Gauner zum siebzehntenmal laufen zu lassen, nur damit er zum achtzehntenmal wieder gefangen werden müßte. Ohne Argwohn, daß es etwa nötig sein könne, um weitere dreihundert Seiten mit Flucht und Verfolgung zu füllen, überließen wir uns dem einfachen Gerechtigkeitsgefühl, das verlangte, daß er endlich unschädlich gemacht werde. Wir hatten nur eine dunkle Empfindung davon, daß ein solches Vertrauen in die Macht des Guten eine recht geringe Menschenkenntnis, eine solche Demütigung eine etwas bedenkliche Schwäche bewiese, und daß eine solche übermenschliche Langmut recht nahe an Lächerlichkeit heranrücke. Schließlich, empfanden wir einen noch nicht ins Bewußtsein gedungenen Unwillen gegen alle solche gesalbten Stellen, gegen die Verwandlungen des Löwen in das Lämmlein oder Eselein; und wir sträubten uns dagegen, das Abenteuer als einen Vorwand zur Predigt genommen zu sehen. Die Exhorte gehörte vor den Sonntagskirchgang und war Sache unseres Katecheten. Ein Westmann war kein Prediger, sondern ein Krieger und hatte beim Leisten seines harten Handwerks zu bleiben; wir wußten es nicht, aber wir spürten es, daß hier der innere Stil der Bücher, die wir liebten, seine Brüche und Sprünge hatte. Immer deutlicher wuchsen an solchen Ölflecken der Moralität unser Widerspruch und unsere Langeweile. Und da sich diese salbungsvolle Nächstenknechtschaft und Selbsterniedrigung und verworrene Herzenseinfalt mit jedem folgenden Buch immer dichter schichtete und tendenziöser entwickelte, wucherte die Langeweile über das Abenteuer und erstickte es, und es begann unsere Abkehr von Karl May, genannt Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi. Die Weltkinder schieden sich von ihm, der sich immer deutlicher bemühte, uns von seiner Gotteskindschaft zu überzeugen, auf daß auch wir die Pfade des Lichtes zu wandeln begönnen. Old Shatterhand trug statt des Lederwamses und der Reitgamaschen einen schwarzen Bratenrock, und in solchem Aufzug wollten das Beschleichen und die wilden Ritte um Tod und Leben sich etwas verwunderlich ausnehmen.

Dann kam das Karl-May-Problem und die Jagd der Zeitungen auf ihn selbst. Wir erfuhren allerlei aus seinem Vorleben, aber das enttäuschte uns weniger als die Enthüllung, daß Karl May niemals Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi gewesen war, sondern ein ehemaliger Lehrer und späterer Schriftsteller, der Europa außer zu kurzen Reisen, über die man wenig Gewisses oder aber allzu Nachweisliches wußte, niemals auf abenteuerlichen Fahrten verlassen hatte.

Schließlich kam das Kino. Und damit war die Rolle, die Karl May für das europäische Bewußtsein in gewissen Sinn als dessen Vorläufer gespielt hatte bis auf weiteres beendet. Die Dämmerung seines Ruhmes und Erfolges brach ein, die dem neuen Anbruch seines Lichtes vorherging.

Es ist eine immer wieder andringende Erscheinung, daß Bekehrte in ihrem Eifer zu weit gehen. Nur der niemals oder nie ernstlich aus dem Gleichgewicht Gekommene hat die Gabe des Taktes, die sichere Balance zwischen Zuviel und Zuwenig. Jeder Gestürzte, der emporkommt, jeder in Unordnung Geratene, der wieder zur Ordnung strebt, hat in seinem seelischen Muskelsystem die Stoffe der Ermüdung; es fehlt ihm der freie und leichte Schritt des Unerschütterten, er beherrscht seine Glieder nicht so ganz, und die Bewegungen seines Geistes verraten den Kampf und die Unsicherheit.

Karl May hat sich aus diesen Emporgerungen – mit Rückfällen – und endlich seinen erlösenden Weg gefunden, den Weg des Bürgers und Arbeitsmenschen. Als ein früh aus dem Gleis Geratener nahm er den Weg des freien Schriftstellers, auf dem kein weiterer Paßzwang herrscht. Mannigfache Talente dienten ihm; Sprachkenntnisse, Belesenheit, Phantasie halfen. Ein für jene Zeit unerhörter Erfolg wurde Verhängnis. Neid begann zu schnüffeln, stöberte in Vergangenheiten und entdeckte mißliche Scherben, die mit Lust ans Licht gegraben wurden. Ein rückhaltloses Bekenntnis hätte damals vielleicht manches gerettet. Aber der Bedrohte gab nur stückweise zu, er hielt immer noch diesen oder jenen Zipfel des Mantels fest, bis er ihm entrissen wurde. Er besaß nicht den Mut (oder die Schamlosigkeit) der bedeutenden Selbsterfleischer, die Hülle mit einem Ruck abzuwerfen und zu sagen: seht her, das bin ich! Seine Taktik war die der Zwiebel: es blieb immer noch eine Haut übrig. Wie „interessant“ wäre er geworden, wenn er sich psychologisch vollkommen entkleidet hätte: ja, so sind meine ungeheuren Dämonen gewesen, meine unbegreiflichen Ziele, meine mir selbst unverständlichen Laster, meine schmachvollen Erniedrigungen; alles das aber ist aus mir hervorgebrochen, nichts Menschliches war mir fremd. Der Bürger war zu mächtig in ihm geworden, er hatte im bürgerlichsten Lande Deutschlands, in Sachsen, eine Stellung und die mühsam errungene Achtung der Nachbarn zu verteidigen. Er wehrte sich gegen seine Vergangenheit und errichtete seine Bekehrung als Mauer zwischen ihr und der Gegenwart. Das ist die eine Wurzel des Tragischen in seinem Wesen: er wollte sich von dem Gewesenen durch den Hinweis auf das Jetzt lösen. Mit allem, was an Kräften in ihm war, sträubte er sich gegen den Karl May, über den Akten und Bücher sonderbarer Art vorlagen. Ein ergreifendes Schauspiel: laßt diesen Unglücklichen begraben sein, bat er mit der Angst des Gehetzten, kettet mich nicht an diesen Leichnam, was schießt es mich, was ich war, nehmt mein Ich von heute zu barer Geltung an. War ich in Ardistan, so bin ich jetzt auf dem Wege nach Dschinnistan. Mag ich in der Hölle gewesen sein, so verlangt nicht die Qualen zu kennen, hier steht ein Bekehrter, ein Christ. Mit einer Flut von Prozessen stritt er verzweifelt gegen sein Gestern und Vorgestern.

Ein Irrtum der ganze Kampf: die Welt will sich um die Zusammenhänge nicht bringen lassen, sie hat keine Lust, auf die Kausalität zu verzichten; selbst ein Franziskus von Assisi empfängt in seinen bettelseligsten Verklärungen noch einen Glanz davon, daß er einst ein reicher Jüngling war, der entsagen lernte, und ein Karl V., der im Kloster endet, weiß in aller Weltflucht genau darum, daß seine kraftvollen Tage von Macht strotzend und rot von Blut waren. Es sind Ganze geblieben, ihre Urkunden über sich selbst bleiben unvernichtet; Karl May aber, der seine Spuren hinter sich auslöschen wollte, wie Old Shatterhand die seinen im Wald, schien einer, der den Versuch machte, die Welt um eine prickelnde Tatsache zu betrügen. Und die Welt, die sonst recht gern betrogen sein will, hat eine wahre Angst davor, sich in solchen Fällen dumm machen zu lassen und besteht nun erst recht auf dem „Wer?“ und „Woher?“

Anstatt des Geständnisses, das sie erwartete, bekam sie in einer Flut von Büchern die Versicherung, daß er ganz und gar gewandelt sei und sich nach dem Lichte sehne. Dieser Mensch war zu schamhaft dazu, um öffentlich unumwunden Beichte abzulegen, immer noch blieb er mit einem Teil seines Selbst in Deckung, und da zur vollkommenen Sühne von allen Pharisäern und Schriftgelehrten das Geständnis verlangt wird, weigerte man sich, ihm die Bekehrung zu glauben.

Man glaubte sie ihm einfach nicht und sagte, sie sei ein (einträgliches!) Geschäft, ebenso wie es früher seine Kolportage-Romane gewesen seien.

\* \* \*

Man muß zugeben, daß Karl May den Zeitgenossen Vorwände gereicht hat, die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu bezweifeln.

Woher die Empörung über die Verwechslung Old Shatterhands mit Karl May? Literarisch unbeschwerte Knabeneinfalt ist leicht geneigt, das Ich des Buches mit dem Ich des Schreibers gleich zu setzen; die Enttäuschungen unserer fünfzehn Jahre, dieser Fall aus unserem Heldenhimmel und der nachfolgende

Ingrimm über die Irreführung bedürfen keiner Erklärung. Backfische und junges Gemüse aller Art liebt solche halsbrecherischen Identitätssetzungen und schwärmt im Heldendarsteller Fritz Wuntzlitcschek den Carlos, im Opernsänger Josef Smekal den Walther Stolzing an. An die Schmetterfaust und den Rappen Rih des Schriftstellers Karl May haben aber auch noch reifere Jahrgänge geglaubt, mit allen Literatursalben Geschmierte, mit den Laugen der kritischen Betrachtung Gewaschene. Sie haben an Winnetou und Hadschi Halef Omar geglaubt, mit einem leisen Schmunzeln des Zweifels und einem innerlichen „Na, Na“, aber sie haben (mit diesen Einschränkungen) das Abenteuerliche als mögliches Erlebnis gelten lassen.

Es geht nicht an, die Entrüstungen dieser Leser und Leute durch den oberflächlichen Einwand widerlegen zu wollen, dem Schriftsteller müsse für seine Erzählung auch die sogenannte Ichform erlaubt sein. Diese Selbstverständlichkeit bestreitet kein erwachsener Mensch (die Enttäuschung der primitiven Leser ist Unterstufe und zählt nicht anders, als die Empörung jenes Publikums, das den Darsteller des bösen Kanzlers durchdrosch, weil er die arme Agnes Bernauer so gezwiebelt hatte), aber dann muß sich das Ich des Helden vom Ich seines Schöpfers deutlich abheben, man muß ihre Doppelnatur erkennen und Verwechslungen müssen ausgeschlossen sein. Die Ichform gibt der Erzählung eine persönliche Frische und gestattet die Entfaltung von tausend eigenartigen Zügen bis in die Eigenheit eines Stiles hinein. Karl May hat – das kann nicht geleugnet werden – nichts getan, um diesen Abstand zu betonen, er hat Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis nicht als Geschöpfe, sondern als andere Aspekte seiner selbst eingeführt und an vielen Stellen gerade Gleichsetzungen vorgenommen. Als er die irrige Annahme seiner unzähligen Leser erkannte, hat er nichts getan, sie zu zerstören, sondern zum Ruhme Karl Mays auch noch den Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis eingestrichen. Gewiß, auch das ist selbstverständlich, daß der Schriftsteller die Orte, die er beschreibt, niemals mit eigenen Augen gesehen zu haben braucht (Schiller und die Schweiz, zum dreitausendsiebenhundertfünfzehntenmal berufen, nicht wahr?), und daß solche intuitive Schilderungen in der Regel (ich sage, in der Regel) großzügiger und eindrucksvoller sind, als die in Einzelheiten verlorenen wirklicher Reisender. Aber warum dann auch hier dieses Versteckenspiel, dieses zähe Festhalten und diese lange Verteidigung, der doch ein Werk nach dem andern gebrochen wurde, bis alles auf einen nicht weiter geklärten amerikanischen Aufenthalt von kurzer Dauer zusammengeschrumpft war und eine Reise im Orient, lange nach Kara Ben Nemsis sechsbändigen Abenteuern von der afrikanischen Wüste bis in die Schluchten des Balkan. Diese Unverständlichkeit und literarische Unbegreiflichkeit einer solchen Verteidigung wird – von innen und ohne Voreingenommenheit betrachtet – zu einer menschlich tief ergreifenden Erscheinung; sie zeigt die Züge jener entsetzlichen Angst vor der Vergangenheit, vor der Aufhellung des Gewesenen, vor der gehässigen Hervorzerrung jener niederschmetternden Begebenheiten. Was robustere Naturen vielleicht mit einer Art Prahlerei auf sich genommen hätten, das ist diesem empfindsamen, vielleicht überempfindsamen Menschen ein am Haar aufgehängtes Schwert, dessen Herabsausen seine mühselig errungene bürgerliche Achtbarkeit zerfetzen kann. Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis sind ihm also Hüllen, sie sind Gewänder, in die er schlüpft, nicht so wie jeder Autor in die Haut seiner Personen fährt, um wieder daraus hervorzukommen, sondern so, als wäre sie seine eigene.

Schließlich erfahren wir, was wir alle nicht wußten, daß mit dem Ich der Romane nicht etwa Karl May gemeint sei, sondern das Menschheits-Ich, dessen Weg aus Nacht zum Licht in den Erlebnissen seiner Helden geschildert sei; wodurch die ganze Geschichte bloß noch verworrener wird, weil hier erst recht wieder ein Gleichheitszeichen zwischen den beiden Ich steht. Bis in sein Bekenntnisbuch hinein, bis in diese leider unvollständig gebliebene Lebensbeschreibung Mays hinein, hält diese quälende Angst an, die zum Verstecken zwingt. Anstatt klarer Erzählung des Geschehenen haben wird auch hier an den entscheidenden Stellen wieder ein wirres Gewoge von Wirklichkeit und Phantasie, Wahrheit, in einen künstlichen Nebel gehüllt, so daß kaum ihre Umrisse sichtbar sind, wo unerbittlichste Deutlichkeit ohne alle Verschleierungen und ohne die Romantik der Besessenheit und böser Geister nötig wäre. Die Vorgänge, auf die es ankommt, die schlimmen Verfehlungen und Abstürze in Tiefen verschwimmen und verschwinden, und den Hassern bleibt der Triumph: er habe sich selbst nicht ins Gesicht sehen können. Wie soll man einer Bekehrung glauben, sagen sie, die diese erste Bedingung nicht erfüllt?

\* \* \*

Das ist die zweite Wurzel der tief wühlenden menschlichen Tragik Karl Mays: es gelingt ihm nicht, seine Bekehrung glaubhaft zu machen, weil ihm die Kraft des Ausdrucks für seine inneren Vorgänge fehlt. Das

Wort ist ein Verführer, es verleitet und betört. Es gibt Bekehrte, deren Sturz und Ringen gewiß weit weniger zermalmend und ernsthaft ist als das Karl Mays, deren inneres Erleben aber durch ihre Herrschaft über das Wort eine Bedeutung und einen Reichtum bekommt, das es zu allerwichtigsten und geglaubtesten Menschheitsereignissen macht. Eben jetzt ist eine solche Bekehrung im Mund aller Intellektuellen. Ein Geistreicher verleugnet den Geist – mit so viel Geist, daß es höchst angenehm die feinschmeckerischen Intelligenzgaumen kitzelt. Karl May hatte kein solches pikantes Gericht zu bieten. Seine schriftstellerische Begabung reicht nicht aus, um sein Bekenntnis auch zu einer dichterischen Tat zu machen. Diese Begabung ist, so einzigartig sie dasteht, doch auch durchaus einseitig; so glanzvoll spannend sie das Abenteuer gibt, die besondere Note jedes exotischen Stoffes, so gewandt sie ihr Hauptthema variiert und instrumentiert, vor allem so sehr sie über alle äußerlichen romantischen Tugenden verfügt, so vollkommen geht ihr die seelische Vertiefung ab. Karl May hat die Breite und Länge der exotischen Romantik, aber es mangelt ihm ihre Tiefendimension, er vermag nicht, in die Seelen hinabzusteigen. Er fühlt es, daß ihm alles Psychologische fern liegt und begnügt sich damit, Typen zu geben, Formeln, Menschen, die Abkürzungen sind und als feststehende Werte eingefügt werden.

Nun zwingt ihn aber seine eigenste Not, wenigstens bezüglich seiner eigenen Person, bezüglich dieses Old Shatterhand-Ichs, das das Menschheits-Ich bedeutet, Psychologie zu treiben und an diesem die Entwicklung einer Seele von der Verlorenheit an die äußeren Dinge bis an Gottes innigste Schöpfungs- und Liebesgedanken zu zeigen. Dieses Ich ist aber in eine abenteuerliche Welt gesetzt, voller Handlung und Spannung, und selbst, wenn Karl May könnte und wollte, für seelische Klein- und Fein-Malerei ist darin kein Ort. So verfällt der Schöpfer dieses Helden auf den Gedanken, die Begebenheiten, Personen und Dinge allzumal symbolisch zu deuten und hinter jede blanke und feste Realität ein Gleichheitszeichen zu irgend etwas Transzendenterem zu setzen. Ich will hier ununtersucht lassen, wie weit diese Gedankenoperation gleich anfangs vorhanden war, oder inwieweit sie sich erst beim wachsenden Andringen der Gegner in der Gefahr der Verteidigung einstellte, um dem gesamten Werk ein ethisches Rückgrat zu geben. Jedenfalls erfahren wir mit dem größten Erstaunen, daß der putzige Hadschi Halef Omar die „menschliche Anima“ bedeutet, „die sich für die Seele oder gar den Geist ausgibt“, oder daß der Rappe Rih eigentlich die „Phantasie des Reiseschriftstellers“ ist. Ich muß sagen, daß ich noch hundertzwanzig Bände hätte lesen können, ohne jemals hinter diese Geheimsprache zu kommen, und manche dieser Erläuterungen beschwören höchst kräftig den Schatten des seligen Deutobald Allegorinewitsch Mystifizinsky. Daß das Menschheits-Ich mit so viel christlicher Tugend ausgestattet ist und in einer fast übermenschlichen Weise Verzeihung übt, auch jederzeit nur nach dem Geiste des Christentums spricht, läßt die Symbolik um nichts deutlicher werden. Karl May führt in seine prächtigen Reisebücher einer Art theosophischer – oder wie sie jetzt heißt: anthroposophischer – Terminologie ein, Hieroglyphen, in denen sich ihr innerster Sinn aussprechen soll. Aber alle diese hineingeheimnisten Seelenbedeutungen bleiben ein Gerüst aus Spinnweben, und der unbefangene Leser, der von alledem nichts weiß, wird niemals etwas anderes sehen, als eben nur Hadschi Halef Omar und Rih und Old Shatterhand. (Und wenn er es weiß, fragt er sich nicht, ob dann nicht das unmittelbare, das sinnliche, das, sagen wir „ästhetische“ Vergnügen an der Romantik und dem Abenteuer getrübt ist? Ist es nicht etwa ähnlich wie das Anhören einer Bruckner-Symphonie mit dem Schlüssel der Partitur in der Hand?) Zur Belebung einer symbolischen Dichtung, zu ihrer inneren Glaubhaftmachung und Keimfähigkeit im Leser gehört eine vollkommen andere Stimmung, sie kann nicht mitten in den Realitäten wachsen, sie bedarf der Andeutungen, der Halbtöne, des Seltsamen, des seelisch (nicht handlungsmäßig) Spannenden, des märchenhaft Verschwimmenden, des Traumhaften und halb Entrückten. Von alledem hatte Karl May neben den kräftigen ungebrochenen Tönen, die wir an ihm so schätzen, nichts auf seiner Palette.

Der sittliche Kern in seinen Werken stand vom Band „Durch die Wüste“ an fest und war nicht zu verkennen; er war das Ethos des Christentums, nicht aber sah man den Weg zu ihm, und eben auf diesen, auf das Bekenntnis kam es dem Mann an, gegen den man seine Vergangenheit bewaffnet hatte. Aber auch in dem Fragment seiner Lebensbeschreibung, wo die Hemmnisse wegfielen, die aus dem Wesen seiner Bücher stammen, herrscht dieses seltsame Zwielficht. Auch hier mangelt die Kraft der seelischen Durchdringung, die darstellerische Klarheit und Einfachheit. Je tiefer Karl May in die Unglücksperiode seines Lebens kommt, desto mehr entfernt er sich von dem schlichten Stil, der etwa noch die Abschnitte „Meine Kindheit“ und „Keine Jugend“ auszeichnet. Ein einfaches Beim-Namen-Nennen der Dinge hätte die Erlösung

gebracht. Aber Karl May sagt: „Ich schreibe hier nicht für den seelenkundigen Spezialisten, sondern für die Welt, in der meine Bücher gelesen werden, und habe mich also aller Versuche, Psychologie zu treiben, zu enthalten. Ich werde infolgedessen alle Fachausdrücke vermeiden und lieber einen bildlichen Ausdruck in Anwendung bringen als einen, der nicht allgemein verständlich ist.“ Ein verhängnisvoller Irrtum: gerade der bildliche Ausdruck verwirrt, und was wir an dieser kritischen Stelle erwartet hätten, war keine neuerliche Symbolisierung, sondern die schlichte Schilderung der Vorgänge, die rücksichtslose Erhellung der Seele, die gerade dann am eindruckvollsten und glaubwürdigsten ist, wenn sie auf „Spezialistentum“ und „Fachausdrücke“ verzichtet. Sind die Bekenntnisse des heiligen Augustinus oder des J. J. Rousseau oder andere große Konfessionen etwa nur dem Fachpsychologen verständlich? Es ist mir, als scheute Karl May nicht nur vor der Enthüllung selbst, sondern auch vor ihrer schriftstellerischen Lösung zurück, die seiner klar umrissenen Begabung widerstrebt; er verfällt wieder in seine Ardistan und Dschinnistan und Märdistan, und ein Buch, das ein wesentliches Menschheitsdokument von höchstem Wert hätte werden können, vernebelt an diesen Stellen im Gestaltlosen.

\* \* \*

Die Tragik im Karl-May-Problem ist eine Bekennertragik. Einer, der aus Tiefen kommt und sich zum Licht durchgerungen hat, schauert beim Rückblick in den Abgrund; Schwindelgefühl deckt ihm die Vergangenheit, seine tiefe, seltene, empfindliche Schamhaftigkeit lähmt ihm das Wort. Er weiß, daß es auf das Wort ankommt, aber umsonst sucht er es, in der rechten Stunde und an dem rechten Ort wieder stumm im Glotzen des Alps. Ein sehr innerlicher Mensch vermag nicht, sich verständlich zu machen; und anstatt dieses ergreifende Schauspiel in seiner menschlichen Seltsamkeit und Eigenart zu erfassen und die Tragik dieses Nichtredenkönnens nachzuempfinden, triumphieren die Gegner: „Seht .... er stammelt!“

Anstatt selbst in diese arme Seele hinabzusteigen und sie zu erhellen, da er es nicht vermochte, und anstatt angesichts dieses erbitterten und verzweifelten Kampfes um das Göttliche in ihm zu sagen: „Seht ... welch ein Mensch!“

## Ein Karpathenabenteurer

Von Dr. Karl Hans Strobl

Am späten Abend kam ich nach einer wilden Wanderung in den weißen Karpathen, in ein Dorf am Rand Europas. Hier begann wieder unsere Zeit und unsere Welt mit einem Schienenstrang, auf dem sie mit Gefauche und Gestank von schwarzen Rauchwolken heran- und vorbeikam, nicht oft am Tage freilich und gar nicht bei Nacht, aber doch als eine Möglichkeit von Rettung und Heimkehr, die man wohlthuend in der Seele spürte.

Es war spät, wie gesagt, denn alle Wege waren länger als berechnet und manche waren überhaupt nicht vorhanden gewesen und nach vielem Herumschlagen mit einem boshaften Buschwerk, das eine Sammlung sämtlicher botanischer Tücken zu sein schien, hatte mich noch zuletzt ein endloses Stück Landstraße von oben bis unten mit weißen Staub eingepudert.

Das Dorf lag dunkel, ich war müde wie ein Zughund, es begann leise zu regnen, mit der gewissen sanften Eindringlichkeit und Frömmigkeit, die auf eine lange Dauer schließen lassen. An einem Brunnen knarrten noch zwei Bauernmädchen mit dem Schwengel und klapperten mit Tränkeimern. Das Wirtshaus? Sie wiesen die Straße hinab, irgendwohin in die Dunkelheit. Lichtlos lagen die Häuserreihen links und rechts, der Geruch angefeuchteten Staubes wurde immer durchdringender, es roch wie in einer Bäckerei, wo die jahrelang ungereinigten Schrankbretter endlich mit einem nassen Lappen abgewischt werden. Von einem Wirtshaus ist Licht und ein gedämpftes Stimmengemurmel zu erwarten, dachte ich, und daran würde es zu erkennen sein. Aber als ich lange genug gewandert war, ohne diese Anzeichen wahrgenommen zu haben, wurde ich unsicher, Gott mochte wissen, was für ein verdammtes und verwünschtes Wirtshaus das war, das sich nicht melden wollte. Ein Bursch lehnte an einem Baum, der wartete wohl seine Besuchszeit bei einer Magd ab, er, vielleicht der letzte und einzige, der vom Krieg noch nicht aus dem Dorf geholt war.

Das Wirtshaus? Ja, an dem war ich schon vorbei, dort weiter oben, gleich bei der Brücke. Und mit dem Uebernachten? Der Wirt war im Krieg, nur zwei Weiber im Haus, die sperrten, wenn es dunkel wurde. Ich konnte es ja versuchen; wenn es nicht ginge, dann konnte ich mir vielleicht vom Gemeindevorsteher eine Anweisung auf eine Herberge im Gemeindegewirtshaus geben lassen.

Ingrimmig, mit keimenden Wutgefühlen, trottete ich zurück. Die Brücke: ein Steg über eine rieselnde Dunkelheit. Das Wirtshaus: ein Klumpen Finsternis. Aber, mit dem Ohr an der geschlossenen Tür, hörte ich im Innern noch ein Geraschel, letzte Taggeräusche, Aufräumen vor dem Schlafengehen. Eine Saat von Hoffnungen keimte jäh, mein Knöchel schlug sanftmütig bittend an, man soll nachts zwei einsame Weiblein nicht erschrecken, wenn man Unterkunft finden will. Mein Klopfen ließ die Geräusche drinnen verstummen, ein Gebrumm verlor sich im Hintergrunde, und in meiner Angst, daß diese letzten Pulsschläge von Leben gänzlich verebben könnten, forderte mein Knöchel dringender, daß man mich höre. Daraufhin tappte etwas näher heran, meine indianerhaft geschärften Sinne hörten das Anstreifen von Kleidern an Gegenständen, dann traf mich die mürrische Frage, was ich wolle.

Ich raffte meine ganze Liebeshwürdigkeit zusammen, legte allen Wohlklang in die Stimme, alle Biederkeit und die Ehrlichkeit und Unverfänglichkeit meiner Absichten: ob ich nicht übernachten könnte?

„Das is nix zum Uebernachten!“ Ich hatte umsonst alle Reize meiner verdorrten, spröden Stimmbänder aufgeboten, die Antwort kam mit Borsten und Giftdrüsen, wie eine große, häßliche Raupe, die Schritte wichen von mir in wohlbehütete Ungastlichkeit zurück. Mein Zeigefinger verlor die bescheidene Krümmung, ballte sich mit den Brüdern zur Faust, die mir von Zorn schwer wurde, und einen Augenblick war es mir, als müßte nun Dreinhauen und Einbrechen drankommen. Donnernd krachte eine Ladung von Flüchen herab, und ich sah sie vor mir, sie waren schwarz, kantig und schwer, wie große Kohlenstücke, die sich über eine Rutschbahn herabstürzen; sie kamen aus irgend einem Oberstock meines Bewußtseins, polterten und sprangen mit großen Sätzen durch mich hindurch und verrollten irgend wo im Dunkeln und Bodenlosen.

Ein Lichtstrahl traf mich und lenkte mich aus der Ohnmacht meines Tobens ab. Er kam aus einem schmalen Türspalt, aus dem letzten, noch offenen Schlitz eines Hauses, das ein paar Schritte weiter oben am Berghang stand. Dort war, wie mir der Bursch unter dem Baum gesagt hatte, der Gemeindevorsteher



wohnhaft, Bäcker und Obrigkeit dazu, dort fiel die Entscheidung über diese Nacht. Ich drang in den Laden, der eben geschlossen werden sollte, schwang meinen Paß, so daß man sehen konnte, daß ich kein entsprungener Kriegsgefangener sei und versuchte, Mitleid mit dem Widerspruch zwischen meiner Bedeutung und meiner Lage zu erregen. Der Gemeindevorsteher hielt den Paß eine Weile in seinen schwammigen Bäckerhänden, starrte unter borstigen, roten Brauen mit verschlafenen Augen auf die vielen Siegel und amtlichen Unterschriften, verwunderte sich nicht weiter und ohne meinen akademischen Grad noch die anderen bürgerlichen Gewährleistungen meiner Person zu würdigen, holte er einen Zettel aus dem blauen Umschlag eines Schulheftes. Das war eine Anweisung auf eine Nachtherberge im Gemeindegewirtshaus, ich war zum obdachlosen Wanderburschen, zum Gesellen auf der Walz herabgesunken.

Nie zuvor und nie nachher hat mir eine amtliche Ausfertigung größere Dankbarkeit eingeflößt. Gehören wir nicht trotz allem in einen Rechtsstaat, der für seine Untertanen immer sorgt und für alle äußersten Fälle letzte Aus- und Unterkünfte bereit hält, selbst hier am Rand der weißen Karpathen, an der Grenze zwischen Ungarn und Mähren? Vorwärts! Ich umkrampfte die schmierige Kostbarkeit, schob den Hang hinab, über den Steg und klopfte an dem Haus gegenüber, das mir der Gemeindevorsteher gewiesen hatte.

Das Haus lag in ebenso tiefem Schlaf wie seine Nachbarn links und rechts weit und breit in die Nacht hinein. Der Regen hielt, was er versprochen hatte, auf meinem bloßen Kopf, im kurzgeschnittenen Haar rührte er den Staub zu einer Art Mörtel an, der mir langsam über die Schläfen hinabzurutschen begann. Mein Gott, es war mir nicht um ein schönes Aus- und Ansehen zu tun, ich war gänzlich und entschieden auf die einfachsten Lebensstatsachen gestellt: auf das Bedürfnis nach Trinken und Schlafen. Mochte der Gemeindevorsteher immerhin meine Verkleidung nicht durchschaut haben, ich hatte seine Anweisung und den Anspruch auf eine Nachtherberge – also, bitte machen Sie auf. Ich will aber nicht wie ein Landsknecht oder ein Kosak daherkommen, dachte ich, ich will mit Geduld und Ausdauer klopfen, sie sollen sehen, daß ein gebildeter und bescheidener Mensch Einlaß verlangt, man kann die Leute auch wirklich nicht mitten in der Nacht aus dem Schlaf donnern.

Aber Geduld und Ausdauer sind sehr fadenscheinige Tugenden nach einem vierzehnstündigen Marsch durch die Wildnis. Und schon dämmerte auf der einen Seite wieder die blauschwarze Gewitterwand der Gewalttat, während auf der anderen ihr Gegensatz sich auftat, eine Art Nirwana, ein Loch, in dem die Ergebung darinsah, der Verzichtsgedanke an den Bahnhof, wo man ja schließlich irgendwie vielleicht übernachten konnte; dann jedoch besann ich mich, daß dieses Dorf bloß eine Haltestelle besaß, und ich kenne die Haltestellen an diesem Randgebiet Europas: sie bestehen aus einem Pfahl und einer Tafel und das ist ein bißchen wenig für eine Regennacht. Wie einem so allerlei Tröstliches durch den Kopf wandert, kam auch der kategorische Imperativ anspaziert, das eiserne Muß: ja, und wie geht's denen im Feld und wie ist's dir selber an den Fronten ergangen? Leg dich soldatisch und spartanisch in den Wald. Ja, aber Herrschaften, hier ist doch nicht Feld und Front, sondern Hinterland und ein Dach sollte man doch wenigstens von ihm verlangen dürfen, oder nicht, was? Ich denke doch! Abgehärtet bin ich genug. Jawohl! Kurz und schlimm, inzwischen war der Mörtel auf meinem Kopf erheblich dünnflüssiger geworden, er rann mir zutunlich hinten und vorne den Hals hinab und auch in Augenbrauen und Bart begann sich dieselbe Mischung von Wasser und Staub zurechtzumachen.

Plötzlich erschien hinter der schmutzblinden Fensterscheibe vor mir, auf einem Hintergrund von Finsternis ein geisterhafter Kopf, in solcher Tiefe, wie das Gesicht eines Ertrunkenen, der unter der Oberfläche des Wassers langsam dahintreibt. Ich hob meinen Zettel und begann sogleich mit aller Kraft meine Beschwörung. Der Kopf sank unter und ich sammelte schon meine Kräfte zu einem Sprung durch das Fenster, als auf dem Grund des dunklen Gewässers ein Licht aufging, ein armseliges Gefunzel und Geflimmer, aber ein Licht, gelobt sei Gott. Dann schwand das Licht, die Türe neben dem Fenster knarrte mit einem Flügel auf, der lang und schmal wie ein Sargbrett war, man ließ mich ein.

Wir betrachteten einander: Gastfreund und Gast. Der Gastfreund bestand im unteren Teil aus einem roten Flanellrock, im oberen aus einer gewürfelten Barchentjacke, unter dem Flanellrock kamen zwei aschgraue Stöcke hervor, die umgebogen waren, um an den Haken zerlumpte Pantoffeln tragen zu können; am entgegengesetzten Ende hob sich aus der Barchentjacke ein Kopf mit der Haut eines Erdapfels und einem turbanförmig umgewundenen Tuch. Ich schloß aus einigen dieser Anzeichen, daß ich es mit einem Weib zu tun hatte, mit einem Weib freilich, bar jeden Reizes, außer dem, daß es über ein Nachtlager verfügte.

„Der Gemeindevorsteher schickt mich,“ sagte ich voll Zuversicht auf die Obrigkeit. „Ich bin vierzehn Stunden gelaufen, es regnet draußen...“ War ich nicht wirklich bedauernswert, meine Stimme hatte das Tremolo und Schmalz armer Handwerksburschen.

Sie war ein Weib, mein Jammer griff ihr ans Herz. „Ja, aber in den Betten schlafen die Kinder.“

„Ich bin im Krieg gewesen, ich schlafe auf dem Boden oder auf einem Tisch.“ Dabei sah ich mich um. Es war kein Wirtszimmer, wie ich erwartet hatte, sondern ein Kramladen mit leeren Wandgestellen, mit leeren Schwingen, mit leeren zusammengeknüllten Fetzen von Säcken. Von allen Ecken gähnte dieselbe fürchterliche Leere, die halb heraushängenden Schubfächer schienen zu kraftlos, an ihren Platz zurückzukehren, die Schränke röchelten mit offenen Mäulern, es war ein höhnisches, niederträchtiges Nichts, das sich da allenthalben breitmachte, und eine Wage, die dastand, eine grüngestrichene große Dezimalwage mit eisernen Gewichten, was wollte die eigentlich? Der Boden aber war eine Hügelandschaft von angetretenem Schmutz, von Lehm, Strohhalmen und Hühnerdreck, und der langgestreckte Ladentisch gab ihm darin nichts nach; als habe man einen Streifen dieses Bodens losgeschnitten und ihn über die Platte gespannt.

„Ist das das Gemeindegewirtshaus?“ fragte ich zwischen Furcht, Hoffnung, Grauen und Verzweiflung in einer wahrhaft tragischen Verworrenheit der Gefühle.

„Das Wirtshaus ist drüben, hier ist die Wohnung und der Laden. Aber wir haben nichts mehr zu verkaufen.“

„Kann ich nicht einen Arm voll Stroh haben?“

„Stroh? Nein. Aber Ihr könnt in der Küche schlafen.“

Diese Küche lag neben dem Laden, ich will nicht sagen, wonach sie roch, und ich könnte es auch nicht, denn alle Gerüche der letzten sieben Jahre schienen ihren Bodensatz zwischen den Wänden und hinter den niemals geöffneten Fenstern zurückgelassen zu haben; und all dieses Angebrannte, Sauere, Fette, Angestochene, Verdorbene, mit samt dem, was menschliches Verdauungsvermögen daraus zu machen pflegt, war in dicken, zähen Schichten über alle Dinge geschmiert, wie eine Salbe oder ein Schleim, und duftete nach Magengrund und Verwesung in die Düsternis. Auf dem Herd lag eine schwarz und gelb gefleckte Katze in einem Durcheinander von Töpfen und Schüsseln, die mit allerlei Unsagbarem gefüllt waren. Ganz hinten, wo das Geblinzel der Kerze nurmehr ganz matt gegen das Dunkel abdrang, stand ein Bett und darin war ein nicht weiter auflösbares Gebausch und Gekröpe von einem – Gott behüte! – Polster- und Federwerk. Es glich dem abgezogenen Balg eines großen schmutzigen Vogels, den man in den Winkel geschmissen hat.

„Dort schlafe ich,“ sagte die Frau, indem sie auf einen Haufen Lumpen neben dem Herd zeigte, „und hier könnt Ihr schlafen.“

„Hier“ war der Küchentisch und wahrhaftig, neben Herd, Vogelbalg und Lumpenhaufen war kein anderer Platz mehr in diesem Prachtstück von Schlafgelegenheit.

Im Uebrigen war die Frau rührend. Sie holte von irgend woher, vielleicht aus dem Salon nebenan – es lag irgend etwas dergleichen nach vorneheraus – eine Tischdecke und ein Umhängetuch. Die Tischdecke mochte aus besseren Zeiten stammen, sie war ein ganzes Firmament von gehäkelten Sternen, dicht beieinander wie in der Milchstraße und mit phantasievollen Blumenlippenwülsten dazwischen. Als sie zum Leintuchersatz über den Küchentisch gebreitet war, hatte meine Haut vom bloßen Ansehen schon den lebhaften Eindruck davon, wie schön sich morgen die Sternenmuster auf ihr ausnehmen würden. Es sie zu schade um diese schöne Decke, meinte ich, und ich begnüge mich mit dem Umhängetuch als Unterlage und meinem eigenen Mantel als Oberschicht, denn ein rauher Kriegermann ...

Ob ich ein Müller sei, fragte sie.

Nein, ich sei kein Müller, warum?

Sie habe geglaubt, ich sei ein Müller, weil ich so weiß bestaubt sei. Das sei der Straßenstaub, erklärte ich, jetzt sei er ja gelöscht, aber er habe mir gehörig um die Beine gequalmt.

Aber wie sie zuerst aus dem Fenster gesehen habe, habe sie geglaubt, ich müsse ein Müller sein.

Hierauf holte sie eine Bierflasche. Es war im zweiten Kriegsjahr und sie hatte noch eine Flasche Bier, über der Straße, drüben im eigentlichen Gemeindegewirtshaus. Sie zog den roten Flanellkittel über den Kopf und trabte dienstwillig durch den Regen hinüber. Soll ich sagen, was zum Vorschein kam, als sie den Flanellrock hochnahm? Es sah aus, wie ein Gemälde des Chaos, grau in grau, eine Darstellung der Zeit, ehe Gott Licht und Finsternis von einander schied.

Es reichte mit starren Falten bis etwas unter die Knie und ich dachte, wenn sie es etwa – Gott behüte – auszöge und hinstellte, so müßte es ganz von selber stehen.

Sie kam zurück, öffnete den Patentverschluß der Bierflasche, und wischte sich mit dem Handrücken ein paar Regentropfen aus dem Gesicht. Während ich den Trank, der wie gegorener Lebensüberdruß schmeckte, mannhaft auf meine ausgebrannte Kehle goß und mir mit einem Stück Brot und Wurst aus den Tiefen meines Rucksackes über weitere Unannehmlichkeiten hinweghalf, faltete sie die Hände über den wieder rot verhüllten Bauch und sah mit hochachtungsvoll zu. Sie schien merkwürdiges in mir zu ahnen.

Wenn ich also kein Müller sei, was ich denn dann sei?

Ja also: derzeit Kriegsberichterstatter, sonst Schriftsteller. Aha! Man erkläre einem Steinzeitweib, was ein Kriegsberichterstatter und ein Schriftsteller ist! Also, in Gottes Namen – ein Doktor. Jetzt kam ich mir vor, wie Zeus, wenn er durch die Menschenhülle den Olymp hindurchschimmern läßt, oder zum mindesten wie Kaiser Josef, wenn er den Mantel abwirft und der große Ordensstern kommt zum Vorschein.

Das Weib wich zurück, die Augen gingen ihr auf, die Unterlippe fiel ihr unbeherrscht herab, sie war erdrückt durch die Fülle des Glanzes, der nun auf einmal in ihrer Hütte ausgebrochen war. Ich blieb unverändert, liebeich und bescheiden, wie alle wahrhaft großen Männer, auch wenn sie erkannt sind. Ich hatte nicht einmal den Wunsch, mein blendendes Licht lange zu genießen; im Gegenteil, ich wollte schlafen, und da ich morgen noch vor Tagesdämmern zum Zug mußte, wollte ich sogleich zahlen.

Sie nannte zögernd und eingeschüchtert den Preis für die Flasche Bier. Es war im zweiten Kriegsjahr und ein unwahrscheinlich geringer Preis. Und das Nachtlager? Dafür wollte sie aber keinen Preis nennen, sie mochte denken, die Ehre sei auch eine Art Bezahlung. Mit drei Kronen überzahlte ich das Bier weitaus und übertraf alles Ausdenkbare so, daß sie das Geld lange auf der flachen Hand hielt und mich fast mißtrauisch ansah, als habe ich eine Art Prüfung oder Zauberkunststück damit vor. Endlich begriff sie den Vorgang als Wirklichkeit, stammelte Dank und barg das Geld in Flanellfalten.

Ich hatte mich auf den Tisch hinaufgezogen und mein Gebein samt Fleischhülle auf dem harten Geviert angeordnet, so wie es mir am zweckmäßigsten dünkte. Meinen Rock hatte ich zusammengelegt und zum Kopfkissen ernannt, den Mantel zog ich mir bis zur Hüfte, nun war ich so weit, daß ich das Weib bitten konnte, sie möge das Licht verlöschen.

In dem Augenblick aber, als Nacht und Müdigkeit schon sachte meine Sinne zu vermischen begannen, als die Frau die Hand nach der Kerze ausstreckte, geschah etwas vollkommen Unerwartetes. Hinter meinem Kopf erhob sich plötzlich ein Schnaufen und ein Gurren, es orgelte wie aus einer mit rauhen Borsten bewachsenen Kehle, es piffte von einem ganzen Dudelsack höllischer Geräusche. Ich stützte mich auf den Arm und wandte mich um.

Der graue Bettschlamm im Hintergrund war in Bewegung gekommen, warf Blasen und Beulen, hob sich in quellenden Stößen und ein Kopf tauchte aus ihm hervor, wie der eines verschlafenen Nilpferdes, mit zwinkernden, tückischen Augen und einem großen, tiefenden, wulstigen Maul und breiten Nasenlöchern mit Innenansicht. Und wenn das kein Nilpferd war, dann war es ein Urmensch, ein Pithekanthropos, ein Troglodyt, ein verwünschtes Ungetüm.

„Wa – was ist das für ein Kerl?“ fragte das Ungetüm, und der Kubikmeter Luft, den wir gemeinsam hatten, war sogleich von einem Strom säuerlichen Fuselgeruches angefüllt.

„Sei still!“ sagte das Weib, ängstlich, wie eine in ein Geheimnis Eingeweihte, die einen Ahnungslosen von einem gefährlichen Unsinn zurückhalten muß. „Sei still!“

Aber der Nilpferdrausch des Ungetüms war von der unangenehmen Sorte, die keinen Widerspruch verträgt. „Was still? Ich soll still sein?“ Er wickelte sich weiter aus dem Schlambett hervor, zeigte zwei Pranken und eine haarige Brust. Seine Schweinsäuglein glommen in einem raschen alkoholischen Haß: „Wer der Kerl ist, frag ich?“

„Der Bürgermeister hat ihn geschickt. Er hat einen Zettel vom Bürgermeister.“

„Was? Der Bürgermeister? Hat der Bürgermeister jemanden zu schicken? Was geht mich der Bürgermeister und sein Zettel an? Gibt mir der Bürgermeister was zum Leben? Ich pfeif auf den Bürgermeister mitsamt seinem Zettel, er soll die Haderlumpen bei sich übernachten lassen, der Bürgermeister ... weißt du was? Ich pfeif auf ihn, er kann mich überhaupt gern haben.“ Ach, du lieber Himmel, das war ein Anarchist, ein Umstürzler und Empörer, der mit der bestehenden Ordnung unzufrieden war; und nie glaubt jemand an die bestehende Ordnung fester, als wenn er sie aus irgend einem Grund

braucht, wie ich jetzt. Das arme Weib aber stand zwischen den Gewalten, zwischen mir, hinter dem sie den ganzen Umkreis der großen Welt ehrfürchtig zu ahnen begonnen hatte und ihrem troglodytischen Nilpferd, das sich aus seinem Lager wickelte, um sich gegen alles das aufzulehnen.

„Er ist kein Haderlump, er ist ein Herr!“ sagte sie.

Sie verteidigte mich schlecht. „Ein Herr!“ brüllte der Urmensch und schnob Fuseldünste durch Nase und Rachen. „Ich pfeife auf alle Herren! Geben dir die Herren war zu fressen, du Luder?“

Er ging nicht fein mit ihr um, er behandelte sie wahrhaftig recht steinzeitlich. Sie steigerte ihre Verteidigung. „Red' nicht so. Er ist ein Doktor!“

Aber, weiß Gott, auch das übte keine Wirkung auf das Ungetüm, er schien bloß in seine verschlammte Innenwelt noch ein Geträufel von Gift zu empfangen, daß der Rumor von Galle und Gestank noch ärger wurde. Es gab ihm einen Ruck und Schwung, als sei ihm innewendig eine große Blase geplatzt, mit gleichen Beinen sprang er aus seinem Lager, und was für Beine waren das, du meine Güte, was für nilpferdmäßige Strümpfe mit hornigen, verkrümmten, mit Beulen besetzten und nach allen Richtungen durch- und übereinander gebogenen Zehen. Die blaugrauen Unterhosen waren über den Knöcheln zugebunden und ich dankte Gott dafür.

Er war also aus dem Bett gesprungen und fuchtelte mit den Händen seinem Weib vor dem Gesicht. „Du Bestie! Du Luder! Du Kanaille! Ein Doktor? Ein Schmarrndoktor! Den Karl hast du dir mitgebracht. Einen Liebhaber brauchst du, du Luder! Bin ich dir nicht genug? Was? Da hast du deinen Doktor!“ Und plötzlich pflanzte er dem Weib die geballte Faust mitten ins Gesicht, daß man die Zähne krachen hörte. Und man merkte dabei die vortreffliche Übung, die er besaß, und die Zielsicherheit dieser Tatze. Das Weib muckte nicht, holte einmal Atem, schluckte zweimal und dann kam ihr Gesicht wieder langsam in seine Form, die es für eine halbe Minute verloren hatte. Wie eine Sülze oder Gallertmasse sich über dem Eindruck einer Hand schließt und ausgleicht, so richtete sich ihre Nase wieder auf und ihr für eine Weile windschief gewesener Mund rückte wieder an seinen Platz.

Meine Lage war keineswegs angenehm. Ich wurde weder als Zeus noch als Kaiser Josef geachtet, und dieser Wüterich, der vor nichts Göttlichem und Menschlichem Achtung zu haben schien, mußte mir, wenn er sein Weib massakriert hatte, unfehlbar an den Leib rücken. Dabei war er mir insoweit überlegen, als er mit seinen hornigen krummen Tatzen fest auf dem Boden stand, während ich, in einer zur Verteidigung wenig günstigen Lage auf dem Küchentisch hingestreckt war, als sei ich bereits meine eigene Grabfigur, die man nach etruskischer Mode auf meinem Sarkophag angebracht habe. Dessenungeachtet konnte ich es doch nicht angehen lassen, daß hier das Weib von diesem betrunkenen Untier mißhandelt wurde. Ohne weiter zu bedenken, ob ritterliche Gefühle hier am Platze seien, zog ich die Beine an mich, bereitete mich zum Sprung und brüllte: „Was ist denn das? Werdet Ihr Euch sofort anständig benehmen!“

Was jetzt geschah, kommt sonst nur noch in afrikanischen Jagdgeschichten vor, wo erzählt wird, wie sich die Nilpferde betragen, wenn sie den einen Jäger angenommen haben, und der andere brennt ihnen von hinten eines auf die Haut. Der Mann fuhr herum und schäumte mir plötzlich dicht vor dem Gesicht, die Augen funkelten ihm vor Bosheit, seine Tatzen hoben sich gegen mich. Es sah aus, als würden wir uns im nächsten Augenblick verbissen in der Küche herumkugeln; aber da spielte das Weib ihre letzte Karte aus, den Trumpf, den sie wohl am liebsten für sich behalten hätte, wie warf ihn hin, um im letzten Augenblick das äußerste abzuwenden, die Gefahr zu beschwören, die darin lag, daß Ordnung und Ansehen mit Unordnung und Gewalt ins Raufen kam. Sie stellte sich ganz auf meine Seite, ich fühlte es, opferte etwas von sich, um mich zu retten oder vielleicht diese Ahnung von anderen, saubereren, sanfteren Zuständen, die sie mit mir verknüpfte.

„Er hat doch eine Flasche Bier getrunken und bezahlt,“ sagte sie, „und er hat auch schon das Nachtlager bezahlt, zwei Kronen, no!“ Sie zog die Note aus den Flanellfalten und hielt sie dem Mann hin. Zwei Kronen sagte sie und zeigte sie, diese Steinzeitdalila, diese verräterische Einfalt; die dritte Krone lag so im ganz und gar Unwahrscheinlichen, daß sie verhöhlen bleiben konnte. Wir beiden waren verschworen, dadurch daß ich schwieg, wir beide, sie und ich, gegen den dritten, gegen ihren Mann, das alte Spiel, ganz oben und ganz unten an den Grenzen der Menschheit, in Ewigkeit, Amen.

Der Mann hatte ihr die Note aus der Hand gerissen und besah sie genau. Ja, da war alles richtig, eine Zweikronennote, mit den beiden süßen Komtesserlgesichtern und allen den vielen Witzen, die man darüber machen kann. Ich sah, wie dieser Anblick seine Wildheit sämftigte; welche Dummheit, zu sagen, das Geld

verderbe den Charakter und habe überhaupt allerlei auf dem Gewissen. Das Geld macht – vorausgesetzt, daß man es hat – den Menschen gut und umgänglich. Ich sah es an meinem Fall, ich sah, wie die urmenschliche Gewalttätigkeit in dem Mann wieder in die finsternen Löcher und Seelenwinkel wich, aus denen sie hervorgebrochen war, die ganze Welle von Vorgeschichtlichkeit ebte zurück; er schloß: ich konnte zahlen, also war ich ein anständiger Mensch.

An Stelle der beschworenen Wut trat sofort eine klebrige Art von anmaßlicher Gesprächigkeit. Nun wollte er hören, wer ich sei und wie ich hierher komme, und fragte immer weiter, bis nach Brünn hinein, wo er einen Onkel hatte. Dieser Onkel schien für den weiteren Verlauf der Nacht verhängnisvoll werden zu sollen. Denn es stellte sich heraus, daß dieser Onkel einen Bierkeller besaß, und daß ich diesen Bierkeller kannte. Ach, wie gut kannte ich ihn, diesen Bierkeller, man stieg einige Stufen hinab, die von Speichel und Schmutz schlüpfrig waren, und konnte sich, ein halbes Stockwerk unter dem Straßenpflaster, in einer schmierigen Gemütlichkeit breitmachen. Mein täglicher Weg hatte an ihm vorübergeführt; des morgens, wenn ich mit reingewaschenen Gehirnwindungen, voll von guten Vorsätzen und von Arbeitswillen vorüberkam, duftete es aus dem offenen Kellerhals nach einem unsagbar grauenhaften Frühstücksgulasch und nach Bierresten, und wenn ich mittags und abends einen Blick hineinwarf, sah ich in der halben Dämmerung die Grundwesen dieses Kellers hocken, große, plumpe, gedunsene Menschenkröten, schwerfällige Nickelmänner mit Glotzaugen, voll von Gift und schlechter Luft. Gewiß, dieser Bierkeller lag auf den absteigenden Lebensläufen seiner Gäste. Der Mann aber freute sich unbändig, daß ich dieses Loch kannte, ich erschien ihm dadurch irgendwie beglaubigt und näher an ihn herangerückt, er hob die Gulaschhöhle gleichsam als das Gemeinschaftliche unserer beiderseitigen Daseinsformen heraus und stand auf ihrem Boden triumphierend und kameradschaftlich neben mir. Herrgott, ich wehrte mich ja, aber seine alkoholische Beredsamkeit wurde immer sprudelnder. Nun sollte ich auch seine übrigen Freundschaften kennen, eine lange Reihe von Gästen jenes Kellers mit einem Polizeimann als Aufputz und Gipfel mitten darin. Es war ein höchst verworrenes Gerede, ein Gemengsel von halben Sätzen, Spucken und einem blödsinnigen Trinkergelächter, das wichtigtueriesche und selbstzufriedene Lallen eines Despoten, der jeden Widerspruch mit der Faust abzutun gewohnt ist. Während er von seinen persönlichen Bekannten und Erinnerungen auf allgemeine Ansichten über Krieg, Politik und Religion überging, betrachtete ich eine seltsame und rührende Erscheinung. Unter dem Gewühl des Bettzeuges, aus dem sich der Mann herausgewickelt hatte, war ein Bein zum Vorschein gekommen, das Bein eines Kindes, das offenbar mit dem Nilpferd zusammen in einem Lager schlief. Ein schlankes Kinderbein, von zarter Bildung, ein nacktes Bein, das sich freigestrampelt hatte und nun, während der übrige Körper unter einem Gebirge von schmutzigen Polstern verborgen lag, mit leise, traumhaft zuckenden Zehen ein Gefühl von Unschuld und Güte der Schöpfung loslöste. Schmerzlich zu denken, sagte ich mir, daß daraus, aus diesem Kind durch das Leben das Paradies ausgetrieben werden wird, daß der Sündenfall nicht einmal bloß stattgefunden hat, sondern in jedem Dasein anstelle der Träume und der Schönheit die Last und die Schuld tritt, bis daraus ein solches verkrümmtes, geplagtes Arbeitstier geworden ist, wie diese Frau, oder so etwas wie dieser Mann.

Im übrigen war ich unfähig, diesen Problemen länger nachzusinnen, ein Gähnkrampf zersprengte mir die Kiefern. Wir wollen schlafen gehen, meinte ich. Aber der Mensch schien der Meinung zu sein, daß ich mich seiner Herrschaft zu unterwerfen habe, er war der Mittelpunkt seiner Welt, und da er zu reden Lust hatte, hatten die anderen zuzuhören und zu antworten.

„Du mußt den Herrn schlafen lassen!“ sagte das Weib schüchtern.

„Halt's Maul, du Luder!“ sagte er und ich merkte, daß er meinewegen vom Hausgebrauch keinen Schritt abwich.

Schließlich gab er es doch auf, mich unterhaltsamer machen zu wollen; ich hatte die Augen geschlossen, tat, als sei ich schon hinüber, da kroch er brummend ins Bett zurück, und das Weib blies dem Licht das Leben aus. Nach einigem Wenden und Rascheln trat Ruhe ein.

Mir aber war der Segen des Schlafes vertrieben. Man weiß, was das heißt, den Schlaf übergangen zu haben, es gibt bei allen großen menschlichen Angelegenheiten, beim Hunger, bei der Liebe, beim Schlaf, einen psychologischen Moment und Höhepunkt, den man nicht versäumen darf. Lange genug hatte der Schlaf neben mir gestanden und gewartet, nun hatte er die Geduld verloren und war weggegangen, ich sah ihn draußen in der Nacht, wie er durch die Wälder ging und den Vögeln und Eichkätzchen liebevoll in die Nester schaute. Um mich kümmerte er sich nicht mehr. Ich beschwor ihn herbei, mit den stärksten Künsten,

die sonst nicht versagen, mit Zählen, mit besonders tiefem Atmen, mit der Vorstellung eines wogenden Kornfeldes, über das der Wind streicht. Ueber vergeblichen Mühen war schon wieder ein tüchtiges Stück Nacht verloren, als plötzlich die künstlichen Betäubungsversuche so jäh unterbrochen wurden, wie wenn man mir plötzlich in die Nervenstränge gegriffen habe, daß ein wilder, klirrender Akkord schrillte. Ein Geräusch war auf den Grund meines Bewußtseins gesunken, ein ganz leiser, katzenhafter, zögernder Schritt. Im Augenblick waren alle meine Sinne gespannt, aber das Auge konnte die Dunkelheit nicht durchdringen und das Ohr erfaßte jetzt nur Menschenatmen und das Tropfen des Regens. Nach einer Weile, in der die Nacht gleichmäßig rauschend dahinfloß, zögerte wieder ein Schritt durch das Zimmer, kein Zweifel, jemand ging auf bloßen Füßen über den Boden hin, lauschte nach mir und setzte mit unendlicher Behutsamkeit seinen Weg fort, wenn er mich schlafend glaubte.

Ich war mir sogleich darüber klar, was da vorging, Dieser Mensch hatte mich durch eine Komödie von Trunkenheit getäuscht und in Sicherheit gewiegt. Er sagte sich, daß ich kein armer Reisender sei, wenn ich so freigebig sein konnte, und daß ich noch mehr Geld bei mir tragen mochte. So schloß er, es war der Gedankengang eines Diebes, vielleicht eines Mörders, und nun hatte er den Kriegspfad betreten, schlich in der Nacht herum, und vielleicht sauste schon in der nächsten Minute ein Beil oder ein Holzschleit auf die Stelle, wo er meinen Kopf wußte. Zwei Dinge waren es, nach denen sich seine Gier richten konnte, mein Rock mit der Brieftasche, der mir als Polster diente, aber vielleicht, im harmloseren Fall, der Rucksack, der zu meinen Füßen auf einer Bank lag.

Aber ich war nicht gesonnen, mich abschlagen zu lassen, ich würde ihm zu begegnen wissen, ich war kein sanftes Lämmchen, sondern ein Tier mit Zähnen und Tatzen. Ich nicht, o nein, ich hatte keine Lust, mein Leben in einem solchen Loch zu lassen und als beklagenswertes Opfer einer schauerlichen Mordgeschichte das Mitleid und die Nachrufe der Redaktionen zu erregen.

Während ich meinen Atem in tiefen Zügen regelte, brachte ich meinen Körper lautlos aus seiner bisherigen Lage und drängte ihn knapp an die Wand; nun mochte der Kerl in der Finsternis hinhauen, wo ich nicht mehr war, haha! aber dann würde ich das Wort ergreifen. Zum Glück hatte ich nur Schuhe und Rock ausgezogen, war sonst bekleidet geblieben, in der hinteren Hosentasche steckte die Steyrerpistole. Ich seufzte ein wenig wie in traumerfüllten Schlaf, schob meine Hand unter mich und holte die Waffe hervor. Mit ein paar Griffen war sie gebrauchsfertig gemacht, den Mantel zog ich weg, um nicht behindert zu sein, noch fehlte mir Licht. Irgendwo war eine Schachtel Streichhölzer, es dauerte eine Weile, bis ich sie faßte, nun konnte er kommen, ich wollte ihn – beim seeligen Karl May! – empfangen, wie er es verdiente, dieser Haderlump; so schlau, wie er, war ich auch noch.

Alles das hatte einiges Geräusch gemacht, natürlich, dieses Herumkrabbeln an mir und in meinen Taschen, und als ich nun wieder ganz still lag, regte sich nichts in der Küche. Da stand er nun lauernd im Dunkeln, mit erhobenem Beil, und wartete, bis ich wieder fester schlief. Wenn ein Mordgedanke einmal so weit gediehen ist, so führt man ihn auch aus, ich wünschte es sogar und wollte nicht mehr enttäuscht werden. Es war mir, als sei ich plötzlich mit der Sendung betraut, die Ordnung der Gesellschaft zu verteidigen, die ganze Jahrtausende alte Kultur, die mühsam errichtet worden war gegen den Widerstand alles Räuberischen und Gewalttätigen im Tierwesen Mensch.

Und wirklich, da waren die Schritte wieder, diesmal nahe dem Fußende meines Lagers, das Schleichen der bloßen Füße, er war an mir vorbei und ich wußte nun, daß es meinem Rucksack galt; das war eine etwas harmlose Wendung, aber immerhin, er sollte auch nichts aus meinem Rucksack haben, kein Stück, kein durchschwitztes Wanderhemd, nicht einmal den Rest Wurst, weder das noch jenes. Zitternd von den Kraftwellen des guten Gewissens, bis in die Fingerspitzen und Zehen durchspült von einem Strom hochherziger Entschlossenheit: komme, was da wolle, *fiat justitia* – barg ich mich in der Dunkelheit, bereit, sie plötzlich zu spalten und hervorzubrechen.

Jetzt, jetzt war er an dem Rucksack. Ich hörte sein Tasten über das Leinen hin, der Rucksack stand noch von der Mahlzeit her aufgeschnürt, obenauf lag das Papier mit der Wurst. Leise raschelten seine Falten unter suchenden Fingern, das gefährlichste Geräusch für alle Arten von Einbrechern und Dieben – man weiß es aus dem Theater her, wenn in den heilig-ernsten Szenen angehaltenen Atems die Bonbondüten knistern. Ein kleines, nagendes, aber durchdringendes Geräusch.

Jetzt also, jetzt wühlte er mit beiden Händen in meinem Rucksack, jetzt war der Augenblick des Ertapptwerdens für ihn gekommen. Ich hob mich in den Sitz, stemmte mich in die Nacht empor, mit Pistole und Streichholzschachtel ...

Ich riß ein Streichholz über die Reibfläche der Schachtel, die ich zusammen mit der Pistole in der Rechten hielt. Es knackte, rascher Schein flog empor.

Auf meinem Rucksack hockte die große schwarzgelbe Katze und war im Begriff, die Wurst aus dem Papier zu holen. Sie glotzte mich einen Augenblick in äußerster Bestürzung an, dann sprang sie mit einem großen weichen Satz vom Ort ihrer Uebeltat weg und fuhr mit erhobenem Schwanz durch ein Loch in der Türe hinaus.

Da war auch das Streichholz ausgeflammt, ich warf es auf den Herd, es beschrieb einen schlanken, glühenden Bogen und ich hüllte mich rasch in die schützende Dunkelheit. Auf meiner Uhr leuchteten die Radiumzeiger die dritte Morgenstunde.

Und dann schlief ich wahrhaftig noch eine ganze Stunde. Mein Aufstehen und Weggehen erweckte die Gastgeber nicht. Das Nilpferd hatte sich wieder ganz in sein Lager eingewühlt, auch von dem Kind war nichts zu sehen, das Weib lag in der Dämmerung auf seinem Platz wie ein grauer Klumpen. Ich verließ das Haus mit der Behutsamkeit eines nächtlichen Banditen, als habe ich selbst in dieser Nacht irgend etwas ausgeführt, bei dessen Spurenverteilung ich nicht gerne betreten werden möchte.

Der Himmel und die Welt lagen ganz prächtig reingewaschen und nüchtern da. Der Regen hatte aufgehört, es roch nach Nässe, die Bäume schüttelten Tropfen ab und auf der Dorfstraße standen Pfützen, die spiegelten Stücke eines stahlgrünen Himmels, so hell, als wären sie Fenster, durch die man unter der Erdkruste eine heitere und klare Innenwelt erblicken könnte.

Die Menschen sind schon eine gemeine Rasselbande, dachte ich, aber ob wir ihnen nicht doch manchmal zu viel Böses zumuten?

Dann wusch ich mich in einem Bach, stand an der Haltestelle, die ein Pflock mit einer Tafel war, wie ich vermutet hatte, und nach einer Weile kam eine erschrecklich schnaubende und wichtigtuende Kaffeemühle und brachte mich wieder nach Europa.

## Scham und Maske

Zur Psychologie des Karl-May-Problems

Von Dr. Karl Hans Strobl

Karl May und kein Ende! Ist das „Karl-May-Problem“ nicht erledigt, noch immer nicht? Ist das Karl-May-Jahrbuch nicht bereits eine Ueberflüssigkeit geworden, da alles gesagt ist, was über den Mann und sein Werk gesagt werden kann? Ist er wichtig genug, seinetwegen Federn in Tätigkeit zu setzen, unter diesen verlegerisch schwierigen Zeitläuften Papier zu bedrucken, den deutschen Leser mit Aufsätzen zu behelligen, die den Mann von rechts, links, oben und unten beleuchten wollen? Ist es nicht, da wir nun einmal so schön im Unrecht aus politischen Gründen mitten drinnen sind, zu viel verlangt, daß wir gerade darauf so versessen sind, ein literarisches Unrecht richtig zu stellen und zu tilgen?

Zunächst: der Mann ist wichtig genug, denn er lebt noch immer und wirkt, nicht seinem Leibe nach, aber durch sein Werk. Und je weiter uns sein Persönliches durch die Zeit entrückt wird, desto dringender wird es, alles, was an ihrem Bild noch unklar, zwiespältig, geheimnisvoll ist, zu klären, zu vereinheitlichen, zu deuten, ehe es zu spät ist. Zeugnisse Lebender müssen zusammengetragen, Freund und Feind noch einmal gründlich verhört, auf alle Vorwürfe muß noch einmal gründlich eingegangen werden.

Warum? Um eines Unterhaltungs-, eines Jugendschriftstellers willen, dessen Erzeugnisse nur unreife Jungen oder reife Leute dann befriedigen, wenn sie ein Entspannungsbedürfnis ihres Gehirnes verspüren, also nach „leichter Lektüre“ verlangen?

Zugegeben: Deutschland hat größere Dichter, erlebnistiefere Poeten, mächtigere Künstler des Wortes, feinere Artisten als Karl May. Aber Bücher sind Energieströme. Manche sickern langsam unterirdisch, dringen in feiner Verteilung unter der Oberfläche des literarischen Bewußtseins der Nation dahin, tränken weithin Wiesen und Wälder zu kaum erklärbar üppigem Wuchs, bis sie, nachdem sie in feinsten Verteilung Gutes gewirkt, oft weit von ihrem Ursprung – nach einem Lauf von Jahrzehnten – als helle Quellen ans Licht treten. Andere sammeln sich bald zu klaren Wassern, Seen von wunderbarer Tiefe mit lebendigen Rätselgeschöpfen, sie spiegeln den Himmel mit seinen Wolkenzügen, wie die Ufer mit Buschwerk und Bäumen, den Häusern der Menschen und dem einzelnen Menschenantlitz, das sich über sie beugt. Wieder andere brechen als breite Wasserläufe aus der Erde, brausen laut und prächtig dahin, in Wirbel und abenteuerliche Stromschnellen, an seltsamen Felsgebilden hin und durch romantische Schluchten. Es sind die Ströme, deren Lauf die Mächte des Wassers am unmittelbarsten darstellt, seine bewegenden Kräfte, die das Gesicht der Erde bilden.

Es sind die Ströme, die man, mit deutscher Wanderlust im Blut am unmittelbarsten versteht: es sind die Ströme der Jugend.

Zu ihnen gehören die Bücher des Karl May nach Wirkung und Erfolg. Es ist nicht gleichgültig, ob sie bloß reines Bergwasser führen, das grün über kiesigen Grund springt, oder fruchtbaren Schlamm oder gar giftige Gase, Schmutz, Fäulnis, Abwässer von Fabriken, die die Ufer verpesten und den Fischen das Sterben bringen. Bücher, wie die Mays, die in fast drei Millionen Stücken durch das deutsche Volk wandern, können je nach ihrer Natur zum Segen oder zum Fluch werden.

Mays Feinde behaupten, daß sie giftige Abwässer führen, aber sie gründen dieses harte Urteil weniger auf eine leidenschaftslose Untersuchung ihres Gehalts und ihrer Zusammensetzung als auf die Behauptung, daß sie aus einer verpesteten Quelle ihren Ursprung nehmen, aus einer moralisch minderwertigen Persönlichkeit. Demnach müßten wir allen Wirkungen feind sein, auch den guten und besten, wenn sie nicht von einer menschlich einwandfreien Persönlichkeit stammen. Aber wird Richard Wagners Werk darum geringer, weil in seinem Wesen so manches zweideutig und nicht so ganz sympathisch war? Oder wird man sich von Carlyle deshalb abwenden, weil der Ethik seiner Schriften die Ethik seines Lebens nicht so ganz entsprach? Müßte dann streng genommen nicht der Philosoph bekämpft werden, der sich seinem eigenen System nicht bis ins letzte mit seinem Ich und dessen Aeußerungen anzupassen vermöchte? Wie stünde es dann mit Schopenhauer?



Die Einheit von Mensch und Werk ist eine ideale Forderung, der in der Realität wenig Erfüllung wird. Das Werk ist göttlichen, der Mensch sehr beschränkt irdischen Ursprungs; seine Unzulänglichkeit überwindend, aus Sterblichem sich lösend, strebt er im Werk Unsterblichem zu. Die Uebereinstimmung zwischen Mensch und Werk darf nicht zur letzten Entscheidung über den Wert des Werkes werden. Widersprüche werden bleiben, Klüfte werden sich nicht überbrücken lassen. Es kommt auf die Wirkung an. Nietzsche formuliert dies erschöpfend in sechs Worten: „Der Wirkende ein Phantom, keine Wirklichkeit.“

Karl Mays Wirkung ist da. Sie kann nicht geleugnet werden, aber sie wird bekämpft. Von den literarischen Zünftlern zunächst. Dem Philologen freilich bietet Mays Werk wenig Aufgaben, es gibt bei ihm keine Lesarten, keine Ausgabenschnüffeleien, keine Gelegenheiten zu gelehrten Untersuchungen. Mays Arbeitsgebiet sind jene stillen, unterirdischen Adern von Energie, die lang verkannten und spät wirkenden, oder die gesammelten Wasser mit den Spiegelungen des Ufers und des Himmels.

Schließlich aber bleibt die Philologie doch nur eine Fachangelegenheit und ist, im Ganzen genommen, die „Wissenschaft des Nichtwissenswerten“.

Wichtiger sind die Ein- und Anwürfe der sozial-ethisch Besorgten oder jener, die sich so gebärden (wobei für diesmal unerörtert bleibe, wieviel hierbei an rein menschlichem Neid auf die Auflagenziffern jene Besorgnis birgt). Vor kurzem hieß es, die Bücherbestände der deutschen Schülerbüchereien müßten einer Durchsicht unterzogen und alles daraus entfernt werden, was dem Geist der neuen Zeit nicht mehr entspreche. Es bleibt abzuwarten, ob der Geist der neuen Zeit sich auch gegen Karl May wenden wird. Tut er es, ebenso wie es teilweise der „Geist“ der alten getan hat, so sei er wenigstens aufrichtig und sage, May sei auszuschneiden, weil seine Bücher zu sehr von nationalen und christlichen Gedanken durchsetzt seien, aber er hänge sich kein sozial-ethisches Mäntelchen um. (NB.: wo man jetzt auf allen anderen Gebieten sonst immer für den „Verbrecher“ tausend-und-eine Entschuldigung bereit hält und die reine Menschlichkeit in allen Tonarten programmposaunt!)

Ist es nicht aber auch eine sozial-ethische Forderung, niemandem Unrecht zu tun? Wird nicht gerade jetzt eine großartige Entschuldigungs- und Entsühnungsarbeit als erste Pflicht der nationalen Wiedergeburt betrachtet? Als Kriegsberichterstatte kam ich auch genug in den „Schluchten des Balkan“ und im „Land der Skipetaren“ herum. Uralte Sehnsuchtsgebiete für mich seit meiner Bekanntschaft mit Karl May. Es war, als würden die Seiten seiner Bücher vor mir aufgeblättert, Land und Leute durchwoben sich mit tausend Erinnerungen an die wildromantischen Erlebnisse, die damals mein Jungenherz hatten laut schlagen lassen; ja, es war, als würde die Wirklichkeit aus diesen Büchern in all ihrer bunten Farbigeit geboren. Als ich von diesem Wiedererkennen, von diesem Wiederfinden mit Karl May einiges in meine Schilderungen einfließen ließ, wurde mir alles, was von jenem sprach, von der Schriftleitung einer der ersten deutschen Zeitungen, in der ich meine Berichte veröffentlichte, glatt gestrichen.

Soll Karl Mays Name in allen „besseren“ literarischen Kreisen dauernd verpönt bleiben, sollen die sozial-ethischen Bedenken gegen seine Persönlichkeit auch weiter unüberprüft bleiben? Da man die Wirkung seiner Bücher nicht zu beseitigen vermag, soll sie dadurch beeinträchtigt werden, daß man daran festhält, sie stammen aus einer vergifteten Quelle, von einem sittlich bedenklichen, unlauteren, unwahrhaftigen Charakter?

Wie ein Karstfluß bricht der Strom von Karl Mays schriftstellerischem Wirken in die Zeit, aus breitem Tor fließt mit einmal die lebendige Kraft seiner Bücher. Sein Ursprung ist geheimnisvoll, aber nicht vergiftet, er ist rätselhaft, aber nicht bedenklich.

Für den Philologen ist bei Karl May wenig zu holen, um so mehr aber für den Seelenforscher; und dessen Pflicht ist es, sich um die Persönlichkeit des Mannes zu kümmern, seine Schwächen und Fehler, seine Mängel und Unvollkommenheiten zu erforschen und so in jene Tiefen zu dringen, in denen – nach feindlicher Ansicht – nichts als Unsauberkeit sein soll.

Es sind dieser Fehler und Mängel nicht wenige. Als der schwerwiegendste Einwand gegen ihn erscheint mir aber jener, der sich gegen seine schriftstellerisch-menschliche Unwahrhaftigkeit richtet.

Karl May trägt Masken, wenn er in seinen Büchern vor uns erscheint. Zu den menschlichen Urtrieben gehört das Spiel mit der Maske. Kinder und Wilde bedienen sich ihrer mit naiver Freude und nicht minder ergötzen sich an bunter Vermummung und geistvoller Ungebundenheit des Maskenfestes reife, überreife Kulturen. Die Maske ist ebenso heimisch am Hof eines Negerhäuptlings wie des Sonnenkönigs. Der Buschmann zieht den Balg eines Straußes über und beschleicht in seiner Maske die Herde, um zu töten. Die

Zauberer irgendwelcher Südseeinsulaner tragen die holzgeschnitzte, lächerlich grauenhafte Maske ihres Gottes und glauben, dieser Gott selbst zu sein. Verbrecher und Attentäter verbergen sich hinter Masken, um unkenntlich zu bleiben; auf einem Maskenball fiel der König Gustav III. unter den Schüssen Anckarströms. Zu den abenteuerlichen Gestalten der historischen Romantik gehört der geheimnisvolle Gefangene der Bastille, der Mann mit der eisernen Maske, und in der älteren Romanliteratur spukt immer wieder die Dame mit dem Totenkopf, die ihr schauerliches Angesicht hinter einer Maske barg. In allen Bereichen menschlicher Kultur taucht immer wieder die Maske auf, bald da, bald dort, drohend, schreckend, lächelnd. Die Maske ist Versteck, Wertsteigerung, Bedeutungswandel, sie soll täuschen, locken, Furcht einjagen, sie dient der Vorsicht, der List, der Eitelkeit, der Scham, es gibt tausend Beweggründe zur Maske. In Scherz und Ernst, in Spiel und Verzweiflung. Zwei Hauptgruppen von Motiven sind zu unterscheiden, die eine kommt aus Negativem: sich zu verbergen, sich selbst zu verleugnen, zu verneinen; die andere aus Positivem: etwas anderes zu scheinen, als man ist. Oft verschmelzen Motive aus beiden Gruppen im ohnehin fast aus dem Unbewußten entspringenden Trieb zur Maske unkenntlich ineinander.

Die Maske wandelt das äußere Wesen, befriedigt die Eitelkeit, indem sie etwas Größeres, Gewaltigeres, Ehrfurchtgebietendes vortäuscht. Der Maskierte setzt seine Umgebung in Schrecken und hat dabei noch die besondere Lust der Ueberlegenheit über die Gläubigen seiner Maske. Er hat die anderen dumm gemacht und erhöht sich dabei vor sich selbst, denn er ist der einzige Wissende. Er hat den anderen ein Rätsel aufgegeben und hält allein den Schlüssel in der Hand. Die Maske ist aber auch Erlösung und Befreiung. Der Mensch in seiner realen Erscheinung, hundertfach verstrickt in Herkommen, Beziehungen, Vorurteile, Gewohnheiten, in Familie, Staat und Gesellschaft macht sich durch die Maske plötzlich von all den unzählbaren Hemmungen seiner Persönlichkeit frei, er wirft alles ab, was ihn sonst bindet und beengt, wird auf einmal beziehungslos, ganz er selbst, scheidet sich von seiner belastenden Vergangenheit, ist ganz voraussetzungslose Gegenwart. So geschieht das Widerspruchsvolle, daß die Lüge der Maske zur Wahrheit der Persönlichkeit führen kann. Gravitätsch wandelnde Bürger werden durch diese seltsame Macht zu einer längstvergessenen und in ihnen verschüttet gewesenen Lustigkeit entzaubert, würdige Stützen des Staates entsinnen sich plötzlich jugendlichen Uebermuts und eines unverbrauchten Witzes.

Der tiefe Sinn aller Masken geht auf den allem Lebenden eingeborenen Gegensatz von Sein und Scheinen zurück, mit dem jede Erkenntnis beginnt, auf den Gegensatz zwischen Substanz und Attribut, von Ding an sich und Phänomen. Die rätselhafte Anziehung dieses Spieles liegt darin, daß es einen Schöpfungsakt wiederholt, eben diese Zweiteilung in innere Wahrheit und äußere Erscheinung. Wer die Maske vornimmt, tut wie Gott, wenn er sich verhüllt, um in die Welt zu treten, es ist eine neue Weltgeburt, und die hohe Lockung und wunderbare Genugtuung des Maskierten ist, daß er nicht, wie innerhalb des Lebens sonst hilf- und ratlos in den Wirbel der Erscheinungen des Unerkennbaren hineingezogen ist, sondern daß er das Gottgefühl haben darf, wenigstens an und in sich selbst um Sein und Scheinen genau zu wissen und es deutlich scheiden zu können.

Was hier von körperlichen Masken gesagt ist, gilt genau so von geistigen. Dieselben Beweggründe, dieselben Nötigungen, dieselben Erlösungen und Befreiungen. Es gehört vielleicht zur feinsten Tragik des wahrhaftigen Menschen, der die Maske aus sittlichen Gründen verabscheut, daß er dennoch manchmal zu ihr gezwungen ist. Das ist jene von Nietzsche angedeutete Tragik: die den Mann, der sein Ich restlos entschleiern und dahingeben möchte, der alle Welt sein Innerstes schauen lassen will, dennoch dahinbringt, um seines Zieles willen jene Gestalt beizubehalten, in der er nun einmal seine Wirkung übt: die Tragik aller großen Männer, Führer und Lehrer, sich so halten und so leben zu müssen, ja oft so reden zu müssen, wie das „Phantom“ von ihnen verlangt, das in den Köpfen der Menge feststeht. Sie werden verschweigen oder hinzutun oder verleugnen müssen, je nach der Aufgabe, die sie sich gestellt haben und die durch rücksichtslose Enthüllungen ihres Ich nicht gefährdet werden darf. Um der Wirkung willen, um ihre eigene Schöpfung nicht zu stürzen, müssen sie Masken tragen. Sie werden gläubiger, mutiger, edler, hingebungsvoller scheinen müssen, als sie sind, weil sie ihre Zweifel, ihre Feigheit, Verzagtheit, Selbstsucht und unedlen Anwandlungen um ihres Werkes willen nicht eingestehen dürfen.

Die Masken, die Karl May trägt, sind Masken der Eitelkeit, vor allem aber der Scham.

Hier setzt der Hauptangriff seiner Feinde an.

Man wirft ihm vor, daß er, obwohl Protestant, es habe angehen lassen, für einen katholischen Schriftsteller gehalten zu werden und daß er sogar das Kennzeichen des vorwiegend tendenziös-katholischen

Schriftstellers, das „k“ in Kürschners Literaturkalender, unwidersprochen gelassen habe. Es gehört auf sein Sündenregister, daß er sich den Dokortitel widerrechtlich angemaßt habe, obwohl er, ein abgestrafter und entlassener Schullehrer, keinen Anspruch darauf gehabt und erst viel später von einer amerikanischen Universität diesen Titel käuflich erworben habe. Es wird ihm vorgehalten, daß er fremde Länder und Völker geschildert habe, als Selbstgesehenes, ohne jemals oder doch nur erst viel später und zu kurzem Aufenthalt dort gewesen zu sein. Kleinliche Einwände und Bedenken! Ueber die religiöse Stellung Mays zwischen den beiden großen christlichen Bekenntnissen wäre vielleicht einmal noch eine Untersuchung anzustellen. Ich für meine Person kann mir durchaus vorstellen, daß ein wahrhaft geistig freier Christ, dem es auf den inneren Sinn des Christentums und nicht auf starre Dogmen ankommt, aus beiden Bekenntnissen schöpft und neben einzelnen Zügen der einen auch solche der anderen Religion gelten läßt; also etwa auch als Protestant auf die Schönheit der Symbolik, die in der ergreifenden Gestalt der Gottesmutter in ihrer katholischen Auffassung liegt, nicht verzichten will. Die Sache mit dem Dokortitel gehört zum Maskenproblem im engeren Sinn und mag weiter unten mitbehandelt werden. Daß ein Schriftsteller aber fremde Länder und Völker als selbstbesuchte schildert, gehört doch wohl zum guten – und auch in anderen Fällen durchaus unwidersprochenen – Recht eines Autors exotischer Reiseromane.

Bleibt als schwerster der Vorwürfe sittlicher Minderwertigkeit der gegen jenes Karl Maysche „Ich“, gegen das Gleichheitszeichen zwischen Old Shatterhand, Kara Ben Nemsis und Karl May, dem abgestraften Verbrecher und Skribenten, der Deutschland selten zu längeren Reisen verlassen hat, gegen die Gleichstellung von phantasieentsprungenen Abenteuern und wirklichem Erleben.

Man könnte nun obenhin entgegnen, die Ich-Form des Romans sei eine gute, alte literarische Gepflogenheit und durchaus zulässig. Aber dann müßte das Ich des Romans von dem des Autors überall deutlich geschieden und jede Gleichstellung vermieden sein. Würde aber das „Ich“ und der Verfasser identifiziert, dann dürfe man auch wenigstens keine völlig bewußten und allzu groben Verstöße gegen die Wahrheit begehen, sonst sei die Lügenhaftigkeit und ethische Minderwertigkeit des Autors erwiesen.

Es ist wahr, Karl May tut nichts, um diese Unterscheidung aufrecht zu halten, sondern im Gegenteil alles, um glauben zu machen, Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis einerseits und Karl May andererseits seien eine Person. Er bezieht sich immer und überall auf seine heimischen Ursprünge, wenn er diese auch im Dunkeln läßt, schaltet fingierte Briefe seiner Freunde in Amerika und Afrika an sich ein, nennt sein Heim bei Dresden „Villa Shatterhand“, zeigt seinen Besuchern den Henry-Stutzen, er gibt bereitwillig Auskunft über seine Reisen. Es ist also eine bewußte, zähe, festgehaltene Gleichsetzung und die spät ersonnene Ausrede, dieses Karl Maysche „Ich“ sei gar nicht Karl May, sondern das Menschheits-Ich, der beginnende Edelmensch, „der sich erst nach und nach von allen Schlacken des Animamenschentums reinigt“, es vertrete die Frage, die von Gott selbst geschaffen wurde, als er durch das Paradies ging, um zu fragen: „Adam, d. h. Mensch, wo bist du?“, diese Ausrede eines in Verlegenheiten geratenen Autors ist weder glücklich noch sonderlich tiefsinnig noch glaubhaft. Nein, der Held der Mayschen Geschichten weist von jeder Seite des Buches laut und vernehmlich auf die Titelseite zurück, wo der Name des Mannes steht, der das Buch geschrieben hat. Wäre jenes „Ich“ wirklich in einem großartig ersonnenen und von vornherein planvoll angelegten Roman-Lebenswerk das emporstrebende Menschheits-Ich, so müßte es der Träger einer inneren Entwicklung sein, müßte an sich selbst, im Abstand wenigstens ein zweiter Faust, alle Schuld und Schauer des Gerichts erleben und sich aus allen Unvollkommenheiten zur Höhe sittlicher Freiheit und Adligkeit läutern. Nichts davon im „Ich“ des Karl May. Es ist entwicklungslos, von Anfang an gut, treu, bieder, klug, stark, allen überlegen und dabei von Hingabe, Langmut, Opferbereitschaft, Uneigennützigkeit und christlicher Nächstenliebe. Es vereinigt alle hervorragenden Eigenschaften, alle Vorzüge germanischer und christlicher Wesenheit in sich, tritt, mit diesen ausgerüstet, von Anfang an fertig in Erscheinung, hat keine Rückfälle und wandelt sich niemals.

Und dieser mit allem Guten und Großen gesegnete, in Gottes und der Welt Licht stehende Held ist – darüber läßt sein Autor keinen Zweifel – wesensgleich mit ihm selbst, mit Karl May.

Unbarmherzig und leichtfertig geurteilt: eine Mystifikation des Lesers, eine bewußte, Lügen spinnende Irreführung zur eigenen Verherrlichung.

Und dennoch, eben hier zeigt sich des Mannes tiefste und erschütterndste Tragik, hier, wo er zu täuschen scheint, hier, wo er seine Masken vornimmt.

Es sind Masken der Eitelkeit, aber mehr noch der Scham.

Im Leben dieses Menschen birgt sich ein Geheimnis, er hat etwas zu verhüllen, etwas Schauerliches, ein Brandmal, das ihn von der Gesellschaft scheidet, wenn sie darum wüßte. Seine Vergangenheit ist bemakelt, sein Weg ging – hart gesprochen – durch Verbrechen, wenn auch mit mildernden Umständen. Karl May weiß um sich, wie es kam, wie er, in Elend geboren, ohne stützende Hand und erhebendes Beispiel, sich an eine Umwelt verlor, die voll Räude und Verkommenheit war. Seine Jugend ist von moralischem Schlamm und Unrat vergiftet, Gutes, das in ihm gewesen sein mag, früh gebrochen, und Dämonen der Tiefe sind mächtig geworden, denen er später erliegen mußte. Dieser Dämon des Bösen ist sein Herr! Wenn je ein Verbrecher durch inneren Zwang entschuldbar war, dann Karl May, es scheint wirklich, als habe um seine Seele ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman stattgefunden, zu dessen Beginn die Finsternis Oberhand gewann. Er fühlte die beiden Mächte fast als persönliche Gewalten, und, so undeutlich und verworren und wieder absichtlich verschleiert eben die Stellen der Selbstbiographie abgefaßt sind, die von jenen kriminellen Vorgängen handeln, so will mir doch so viel psychologisch glaubhaft vorkommen, daß zu gewissen Zeiten eine Spaltung in ein Doppel-Ich stattfand und die entscheidenden Geschehnisse unter getrüben Bewußtseinszuständen und bei aufgehobener oder wesentlich eingeschränkter moralischer Verantwortung stattfanden. Zwei Handschriftendeutungen haben sich (in Dr. Ludwig Gurlitts verdienstlichem Buch „Gerechtigkeit für Karl May!“ abgedruckt) an dem rätselhaften Seelenleben dieses Mannes versucht und haben Interessantes gefördert.

Die eine, die von dem Münchener Graphologen Ludwig Aub stammt, liest aus seiner Schrift (die Aub als die Karl Mays bekannt war) Anpassungsfähigkeit und Einfühlungskraft, eine fast ungehemmte Phantasietätigkeit, die an verschiedenen Merkmalen als abenteuerlich gerichtet erkannt wird. Diesen Mächten der Vorstellung gegenüber ist der Wille und „was wir vielleicht sichere und klare Gesinnung und Charaktergesinnung nennen könnten“, minder entwickelt, ja von ihnen überwuchert. Aus der Handschrift ergibt sich das Bild einer widerspruchsvollen, „zweiteiligen“ Persönlichkeit, ein psychopathisches Element ist erkennbar, wie oft in „kriminellen“ Schriften. Die Phantasie, von triebhaften und zügellosen Kräften fortgerissen, neigt auch im Handeln (nicht bloß im Gestalten) dem Abenteuerlichen zu.

Den stark weiblichen, gefühlsmäßigen Einschlag hebt auch der zweite Graphologe Dr. Klages vom Münchener psychodiagnostischen Seminar (dem die Zugehörigkeit der Handschrift zu Karl May nicht bekannt war) hervor. Er sieht in dem Schreiber einen originellen Kopf von ungemeiner Vielseitigkeit, aber auch deutlichen Widersprüchen und Halbheiten. Er ist halb kühler Beobachter, halb Gefühlsmensch; halb Kritiker, halb Lyriker. Starker Subjektivismus verengert seinen Horizont, er ist reizbar, rechthaberisch, leicht verletzlich und von seiner großen Bedeutung naiv überzeugt. Doch wird all dies von seiner Vornehmheit und der Lauterkeit seiner Gesinnung gemildert. Auch hier also wird das Zwiespältige des Wesens zum entscheidenden Zug des Charakterbildes.

Der Psycho-Analytiker Dr. Richard Engel in Bonn hält May unter der Annahme, daß er glaubt, was er in seiner Selbstbiographie schreibt, für einen Psycho-Neurotiker und hält seine Angaben über die Spaltung seiner Persönlichkeit für innerlich wahrscheinlich. Wüßte man von jenen Vorgängen genaueres oder hätte man eine wirklich aufrichtige und rückhaltslose Beichte Karl Mays, nicht bloß die zum Teil mehr verhüllende als enthüllende Selbstbiographie, so wäre an ihm die große Frage von Freiheit oder Determination des Willens wie an einem Musterbeispiel zu untersuchen. Er hat es vorgezogen, dort, wo er ein unumwundenes Bekenntnis hätte geben sollen, die Wahrheit hinter Nebeln zu bergen.

Er trägt auch an diesen Stellen seiner Selbstbiographie „Ich“ seine Masken, die Masken der Scham.

Denn es war während der Strafzeit, die er zu verbüßen hatte, etwas Seltenes und Seltsames geschehen. Er wurde ein anderer Mensch, schlug wenigstens den Weg dazu ein, ein anderer zu werden. Gab das so überaus merkwürdige Beispiel eines Sünders, dem die Strafanstalt wirklich zur Läuterung und Besserung dient. Während sonst eine verhältnismäßig lange Strafzeit den Gefangenen verhärtet, abstumpft und verstockt macht, brachte sie Karl May zur Einkehr, nicht bloß augendienerisch und heuchlerisch vor dem Angesicht der Vorgesetzten, sondern wirklich im Kern seines Wesens, vor und für sich selbst. Seine Wandlung nahm hier jene leicht frömmelnde Färbung an, die manchem vielleicht verdächtig erscheinen mag, die aber dennoch nichts daran ändert, daß es sich hier um eine ernsthafte und gründliche sittliche Umkehr handelt. Das Christentum, wie er es sich aus den religiösen Erbauungsbüchern der Strafanstalt, aber mehr noch aus inneren Vorgängen lebendig gemacht hat, bleibt die für uns belanglos äußere Einkleidung einer entscheidenden Wendung zum Wollen des Guten.

Und nun kommt Karl May aus dem „dunklen Hause“ (wie er es in Band „Ich“ S. 184 nennt), tritt neuerlich in die Welt und hat sich mit ihr auseinanderzusetzen. Er weiß sich gewandelt, dem Licht zugewandt, die Finsternis liegt wie ein brodelnder Höllenpfuhl hinter ihm, an den er nur mit Entsetzen denken mag. Ja, er mag nicht einmal an ihn denken, er wendet seine Gedanken von der Vergangenheit ab, als könnte er sie dadurch ungeschehen machen. Er verhüllt sie vor sich selbst, fühlt sie aber dennoch unablässig als Alp auf seinem Leben lastend, ja als Drohung für seine Zukunft. Denn er weiß auch, daß die Welt, in der er nun wieder steht, die Worte Christi vom Sünder, der Buße tut, wohl dem Buchstaben nach, aber nicht dem Geiste nach kennt und daß sie nicht nach dem gereinigten Willen, sondern nach Fakten und Akten richtet.

Karl May nimmt den Kampf ums Dasein als Schriftsteller auf. Sein Lehrerberuf ist ihm zertrümmert, es bleibt ihm zum Lebensunterhalt sein Talent und die Feder. Ein armseliges und zuerst wenig einträgliches Bemühen. Unbedeutendes Novellenwerk entsteht, Humoristika. Den geschändeten Namen Karl May birgt der entlassene Sträfling hinter allerlei Decknamen. Die ersten Masken. Die Not ist bitter. Es folgen die „Münchmeyer-Romane“, die endlosen Reihen von Groschenheften aus der verpönten Gattung der „Schundromane“. Eine Sklavenarbeit, an der der Verleger verdient, nicht aber der Autor. Ungeheuer viel Erfindungskraft verströmt in solchen Heften, Phantasie wuchert üppig und die rein mechanische Tätigkeit des Schreibens tausendseitiger Bücher ist bewunderungswürdig.

Immerhin, ich gebe die Münchmeyer-Romane ruhig preis, ob nun die „verfänglichen Szenen“ von May stammen oder Einschübe des Verlegers sind. Mit ihnen hat Karl May keine dauernden Wirkungen ausgeübt, sie gehören auch nicht in den Vorhof deutschen Schrifttums. Sie sind aber auch kein Rückfall. Karl May will sich in seiner Not auf ehrliche Weise durchbringen, hat sich zur Selbstzucht ermannt, erstrebt eine menschliche „Anständigkeit“, wenn er auch noch nicht über die literarische im Klaren ist. Seines Weges ist er noch nicht völlig gewiß.

Nun aber geschieht Entscheidendes. Aus dem Wust planloser Schreibtätigkeit erhebt sich der Gedanke an eine Reihe von Reise- und Abenteuerromanen, die durch einen gemeinsamen Helden verbunden sein sollen. Aus seiner früheren Lektüre von Reisebüchern und Schilderungen kennt Karl May die belebend suggestive Wirkung der Ich-Erzählung. Es muß ein Prachtexemplar von Mensch sein, der allen Gefahren gewachsen ist, geistesgegenwärtig, kühn, stark, ein guter Deutscher, aber auch edel, hilfreich und menschlich gut, einer, der sich im Getümmel dieser von Niedertracht und Bosheit wimmelnden Welt nicht unterkriegen läßt, aber als Sieger jederzeit bereit ist, seinen Feinden zu verzeihen. Einer, der vor Gewalt nicht zurückweicht, der sie aber niemals mißbraucht, bei dem, mit einem Wort, sowohl die Faust als das Herz auf dem rechten Fleck ist. Wie weit dabei der Umstand mitgewirkt haben mag, daß diese Romane zuerst zur Veröffentlichung in einem katholischen Familienblatt bestimmt waren, will ich unerörtert lassen. So viel scheint mir gewiß, daß dieser Umstand nicht hätte Mays Helden ins Leben rufen können, wenn nicht seine Idee doch schon in seinem Schöpfer geheim vorhanden gewesen wäre.

So wird nun Kara Ben Nemsî und Old Shatterhand geschaffen. Und nun vollzieht sich neben dem literarischen auch das psychologisch Entscheidende. Karl May zeichnet seine neuen Werke mit seinem richtigen Namen. Es ist der Name eines einstigen Sträflings, in dem noch immer eine zitternde Angst davor ist, daß seine Vergangenheit entdeckt werden könnte. Jahrelang hat er diese Angst in sich getragen, hat sich bei sich selbst geächtet und immer noch verfolgt und unsicher gefühlt; nun schafft er einen Mords- und Prachtkerl und erliegt der Versuchung, anzudeuten, er sei vielleicht mit ihm wesenseins. Ist nicht wirklich alle Sehnsucht und alles geheime Wünschen nach erhöhter Menschlichkeit in ihm? So denkt sich Karl May den Idealtypus der handelnden und dabei gottwohlgefälligen Menschen, den er in sich trägt. Wie alle Menschen, die aus kleinen, armseligen, elenden Verhältnissen kommen, die aus dem Dunkel innerer oder äußerer Armut tauchen, hat er das Bedürfnis, seine Bedeutung vor sich selbst und der Welt zu steigern. Es ist die Eitelkeit des Emporkömmlings, eine begreifliche und entschuld bare Eitelkeit. Und Karl May vollzieht den ersten Schritt, indem er sagt: Seht her, dieser Pracht- und Mordskerl, wenn ihr es wissen wolltet, bin eigentlich ich! Es ist seine Genugtuung für Jahre der Unsicherheit, es ist seine Rechtfertigung vor sich selbst.

Die Maske der Eitelkeit ist aber zugleich eine Maske der Scham.

Wenn die Abenteuer des Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî echtes Erlebnis sind, dann muß Karl May, der mit ihnen gleich ist, Jahre daran gewendet haben. Eben jene Jahre, deren Spur zu verwischen der neu gewordene Mensch so voll Angst und Scham bemüht ist. Er kann dann dem Besucher, der etwa nach

seinem Leben zu forschen begierig ist, antworten: damals, ja damals war ich in Amerika bei Winnetou, oder reiste ich mit Hadschi Halef durch die Wüste.

Und nun vollzieht sich ein Vorgang, der der Psychologie der Maske eigentümlich ist und den ich als Infiltration oder Durchdringung bezeichnen möchte. Es gehört zum Wesen der Maske, daß sie, lange getragen und mit Eifer festgehalten, zu einem Bestandteil unseres Wesens wird. Der Neger, der im Balg eines Tieres das Tier beschleicht, feiert seinen Jagdsieg dann durch Tänze, in denen er, wieder in der Maske des Tieres, dieses Tier nicht bloß spielt, sondern auch bei sich selbst vorstellt. Der Zauberer in der Maske des Gottes spielt den Gott nicht nur, sondern glaubt der Gott zu sein.

Die Maske wächst in den Menschen hinein.

Je länger Karl May die Maske Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis trägt, desto mehr verinnerlicht sich ihm das Verhältnis zu ihr. Die Gestalten, die er erst aus sich heraus geschöpft hat, nehmen nun den umgekehrten Weg, sie gehen wieder in ihn ein. Es wird erzählt, daß er mit seinem Helden lachen und sich entrüsten konnte, daß er lange Gespräche hielt, bei denen er sie vor sich selbst vertrat. Und dies in der Einsamkeit seines Arbeitszimmers, wo jeder Verdacht von Schauspielerei fern liegt. Ich denke mir aus, daß er all das geübt haben mag, was er seinem Helden zuschreibt, Anschleichen auf Zehen- und Fingerspitzen, Lassowerfen, und daß er vielleicht manchmal einem Baumstamm die Faust hingeschmettert hat, als sei der ein feindlicher Indianerhäuptling.

Noch etwas kommt hinzu. May wird berühmt. Seine Reiseromane werden im Zeitschriftenabdruck und als Bücher vielbegehrtes Lesegut. Das Leben eines so vielgenannten Mannes rückt in immer helleres Licht, die Neugierde nach seinen „Antezedentien“ meldet sich zu Wort. Aengstlicher als je zuvor hält Karl May die Maske fest, macht sie immer undurchdringlicher, denn nun, da er einen Ruf als Bürger und als Schriftsteller zu verteidigen hat, kämpft er um so zäher. Er ist im Stande der Notwehr. Er läßt sich alles gefallen, was seine Stellung stärken kann, die Bewunderung, die dem Vielgereisten und Abenteuerreichen gilt, den Dokortitel, der ihm einmal irgendwie irrtümlich beigelegt wird und nun dauernd anhaftet. Er hat ein „Phantom“ von sich geschaffen, das für ihn selbst allmählich Wirklichkeit wird.

Dennoch bleibt der tragische Zusammenbruch dieses mühsam in Sicherheit gebrachten Lebens nicht aus. Erfolg macht Feinde, insbesondere in der Literatur, wo es geradezu Gesetz ist, daß einer überschwenglichen Verherrlichung eine wüste Hetze folgt. Der Autor, der (oft über Gebühr) emporgelobt worden ist, wird kurz darauf hämisch niedergerissen. Der Fall Gustav Frenssen mag als Beispiel dienen. Der Erfolg Karl Mays belebte eine ganze Schar von Gegnern, die seine Bücher von ästhetischer und ihn selbst von menschlicher Warte aus zu zausen angingen. Man begann sein Vorleben zu durchschnüffeln und ein Triumphgeschrei erhob sich, als man es bemakelt fand. Dieselben Leute, die gewiß die Tendenz von Brioux' „Roter Robe“ höchst lobenswert fanden und mit Entrüstung gegen den Unfug der Gerichte eiferten, bei jedem Anlaß auf die Vergangenheit ihrer Opfer einzugehen, gerade diese Intellektuellen stürzten sich nun auf Karl May, um ihn literarisch durch seine menschliche Unzulänglichkeit zu vernichten.

Der Angegriffene wehrt sich um den geretteten Rest seines Lebens aus allen Kräften, aber so ungeschickt als nur möglich. Ein rührendes Bild, wie der Alternde die Aufregungen unzähliger Prozesse auf sich nimmt, erschütternd seine Angst und die Scham, mit der er seine Maske verteidigt, aber es rührt und erschüttert seine Feinde nicht im geringsten. Er gibt seine Stellung nur schrittweise auf, läßt sich aus jedem Bollwerk erst „hinausbeweisen“. Er hätte den Mut aufbringen müssen, alle seine „Geheimnisse“ auf einmal zu enthüllen, zu sagen: „Ja, es ist wahr, das war ich und das bin ich nun geworden. Und was weiter?“ und hätte damit seine Feinde zum Teil entwaffnet. Aber er weicht immer erst, wenn eine Behauptung unhaltbar wird, er vertritt auch Unwichtiges, verteidigt zuerst die Münchmeyer-Romane und gibt sie dann preis, läßt sich nur nach hartem Ringen seine Bekenntnisse entwinden. Man vergißt, wenn man diese Taktik verurteilt, daß die aus seiner Scham geborene Maske ein Stück seines Wesens selbst geworden war. Daß sein Bewußtsein, dem Guten und Edeln zugewandt gewesen zu sein, ihn vor sich selbst rechtfertigt, daß ihm die Maske Erlösung von den Hemmungen seiner Persönlichkeit geworden war, ihn beziehungslos gemacht und von seiner belastenden Vergangenheit geschieden hatte.

Daß, wie oben gesagt ist, die Lüge der Maske zur inneren Wahrheit seiner Persönlichkeit geführt hatte.

Erginge ein strenges Strafgericht über alle Maskenträger der Literatur, so müßte sich ein Teil ihrer Geschichte in Kriminalakten verwandeln. Selbst dort, so strengste Wahrheit ernstlich angestrebt wurde, ist die Maske nicht völlig vermieden. Was ist in Rousseaus Selbstbekenntnis lautere, unmittelbare, echtste

Wahrheit und was Pose und selbstgefällige Bespiegelung einer schönen Haltung? Wie schillert nicht schon im Titel von Goethes „Wahrheit und Dichtung“ mit seiner bedeutungsreichen Zwiespältigkeit das Eingeständnis, sich selbst nicht immer Rechenschaft über die Beziehung zwischen Sein und Scheinen geben zu wollen – oder zu können? Was soll man zu Wilhelm Hauff sagen, der seinen „Mann im Mond“ unter dem Namen H. Claurens erscheinen ließ, um durch diesen gewiß sehr bösen Mißbrauch den Klitschier tödlich zu treffen? Und ist nicht schließlich die bedeutsamste Maskenfrage der Weltliteratur noch heute unentschieden? Kämpfen nicht noch heute ernsthafte Männer und gute Kenner mit allem Nachdruck dafür, daß Bacon Shakespeares Maske vornahm (und sie nur in mysteriösen Andeutungen lüftete), um als Dichter Dinge schreiben zu können, die ihm als Staatsmann und Gelehrter zu sagen unmöglich gewesen wären? Hier wäre ein Wirkender hinter dem Phantom, das er von sich schuf, völlig verschwunden und hätte um seines Werkes willen einem armseligen, ungebildeten Schauspieler den Platz eingeräumt, der ihm selbst zugekommen wäre. Sind aber die Königsdramen oder das Wintermärchen und der Sommernachtstraum – mit vollem Bewußtsein des Abstandes gesagt – darum geringer? Ändert das etwas an ihrer Hoheit und ihrem Glanz, weil sie mit einer „sittlich verwerflichen“ Fälschung behaftet sind?

Welche Mannigfaltigkeit in den Motiven zur Maske! Rousseau trägt sie, ohne sich ihrer völlig bewußt zu werden. Ähnliches bei Strindberg, den Werner Mahrholz in einem sehr lesenswerten Aufsatz des „Literarischen Echos“ (21. Jahrg., Heft 3) in Vergleich zu Karl May setzt. Er findet eine gleiche Einstellung Strindbergs zu seinem „Inferno“, wie May zu seinem Selbstbekenntnis „Ich“:

„... beiden geht es um Verteidigung ihres Lebens, beide wollen den Leser rühren, zu einem milden Richterspruch verführen, ihn sentimental machen. Bei beiden herrscht deshalb ein Streben vor, minderwertigen oder doch indifferenten Motiven nachträglich einen idealen Sinn unterzulegen und so eine eigentümliche Verschiebung der Beurteilung vorzunehmen. In beiden Autobiographien herrscht deshalb auch, bei aller subjektiven Aufrichtigkeit des Schreibers, doch eine objektive Verlogenheit, die mißtrauisch macht und auf die Dauer verstimmt.“

Bei Goethe ist es schon ein Wissen um seine Masken, ein heiteres Lächeln im hohen Genuß des Spiels, eines Gottgefühls, das über Sein und Scheinen souverän gesetzt ist.

Bei Hauff dient die Maske dem Femgericht über einen literarischen Feind.

Bei Bacon wäre sie aus einer ganzen Mischung von künstlerischen und praktischen Gründen entsprungen, so umfassend und undurchdringlich wie keine andere, sie setzt einen ganzen lebenden Menschen an eigene Statt.

Bei May aber ist sie vor allem eine Maske der Scham.

Warum wäre dieses Motiv moralisch verwerflicher als ein anderes? Weil es aus einer tiefen Seelennot, aus einer schrecklichen Verzweiflung kommt, weil es helfen soll, den „Edelmenschen“ ans Licht zu stellen, der nach schwerem Ringen mit der Finsternis als Ideal eines ehrlichen Willens zum Guten sich erhob?

Wer richten will, der richte nach gleichem Gesetz, wer messen will, der messe nach gleichem Maß!

## Das Energiegesetz des Abenteuers

Von Dr. Karl Hans Strobl

Es wird vielleicht bald einmal notwendig werden, auch die Literatur einer energetischen Betrachtungsweise zu unterziehen. Ohne mich auf weitgehende Parallelen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften einzulassen: die Grundbegriffe beider miteinander gelegentlich zu vergleichen, aneinander abzumessen, sie in Beziehungen zu setzen, dürfte für beide nicht ohne Vorteil sein. Es könnte Reibungen geben, bei denen Funken überspringen, die einiges erhellen.

Die Philosophie hat solche Verknüpfungen nicht ohne einigen Erfolg unternommen – gerade in den Grundbegriffen und beiderseitigen Anfängen. Weiter oben streben dann beide Zweige wieder auseinander, aber man hat wenigstens einige Ahnung der gemeinsamen Wurzelhaftigkeit bekommen. Auch die Literatur wird nicht umhin können, sich ein wenig in diesen Belangen umzusehen und umzutun. Man darf nur auch hier nichts übertreiben; Uebertreibung ist die Tugend unvornehmer Geister, und Hartnäckigkeit riecht nach armen Leuten des Intellekts. So hat man die „Entwicklung“ totgehetzt, indem man sie auf die Literatur „anwandte“. Man kann die Literatur nach Zeiten betrachten, nach Dekaden meinetwegen, und dies kann einigermaßen ersprießlich sein. Man kann sie auch geographisch nehmen, nach Landschaften, oder ethnographisch, nach Stämmen. Immer kommt einiges dabei heraus; aber wenn man nicht immer gleich ein eisernes System daraus machen wollte, ein Prokustesbett, so wäre die Ausbeute an Einsichten noch größer.

Versuchen wir es doch einmal mit dem Energiebegriff und fragen wir nach der Lebensfähigkeit der Bücher! Fragen wir also nur getrost darnach, welche Bücher lebendig sind und welche abwelken und hinsterven. Kriterium dieser Betrachtungsweise ist nicht die Zeilenzahl in den Literaturgeschichten, es ist das Gelesenwerden. „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“ Vielleicht ergibt es sich dabei sogar, daß Bücher, die sich eingehender Behandlung seitens der Gelehrten rühmen können, in Wirklichkeit schon maustot sind. Es gibt welche, deren Geburt mit großem Orchester aller Welt verkündet wird, und die doch nur Totgeburten sind, wie in gewissen regierenden Häusern, die durchaus einen Erbprinzen haben müssen und schließlich in der Angst einen Wechselbalg dafür ausgeben.

Ein zweites Merkmal der Lebensfähigkeit liegt darin, ob die Ströme der Energie stark genug sind, sich ins Leben zurückzuwenden. Es gibt Bücher, die mit kalter Bewunderung genossen werden, mit Achtung und Ehrfurcht meinetwegen, und die doch nur eine niedrigere Temperatur zurücklassen; andere aber, die unsere Temperatur erhöhen, die uns erhitzen, ja zum Sieden bringen. Bücher gibt es, die durchaus nachgelebt werden wollen, die so stark sind, daß wir uns ihrer nicht erwehren können, die wir auf der inneren Bühne in uns dramatisieren.

So betrachtet, wird sich die Literatur vielleicht wesentlich anders ausnehmen. Man wird finden, daß nicht wenige der Bücher, die in aller Belesenen Mund genannt sind, nur Mumien sind, die von einem Literaturgelehrten dem anderen mit hochachtungsvollen Bücklingen weitergegeben werden. Ein guter Teil unserer immer wieder gepriesenen Literatur sind Potemkinsche Dörfer, will sagen: Theaterprospekte, Fronten von klingenden Titeln, hinter denen sich der Inhalt verflüchtigt hat. Man tut bloß so, als ob!

Nicht bloß die Amadis-Romane des 17. Jahrhunderts sind literarische Leichen, sondern auch noch andere weit angesehene bis in die neueste Zeit hinein. Aber lebendig sind noch immer der „Simplizissimus“ des Grimmelshausen, der „Pantagruel“ des Meisters Rabelais, der „Don Quixote“ des Cervantes, der „Gulliver“ des Jonathan Swift, der „Robinson“ des Defoe. Nicht am wenigsten zeugt für solche Lebensfähigkeit der Umstand, daß sie, gekürzt, zurechtgestutzt, beschnitten, noch immer der Jugend lieb sind. Das fromme, von Moral getränkte „Hoffmann-Büchel“, die Freude aller säuerlichen Pädagogen von dazumal, hat sich vielleicht in manchen Schülerbibliotheken, aber nicht in den Herzen der Jugend behauptet. Was die Jugend ohne Bedenken will und sucht, ist das Abenteuer, die Bewährung mannhafter Tüchtigkeit, die Ueberlegenheit des Mutes über das Schicksal, das Spiel mit der Gefahr.

Nun kommt der Einwand allzu vorsichtiger Erziehungskünstler, aus solcher Lektüre, die jene Wendung zum Leben nehmen möchte, erwachse der Jugend Ungebärdigkeit, Zügellosigkeit, Ungehorsam und ein Ueberwuchern der Phantasie, die ins Verderben führe, zumindest aber die Eignung zum braven



Staatsbürger in Frage stelle. Dieser gehorsame Staatsbürger, das Ideal der Pädagogen! Kann er es noch sein, nämlich ein Ideal in einer Zeit wie der unseren, in der mehr als je sich der Streit als Vater aller Dinge offenbart? Müssen wir nicht wieder jenes tapfere Fragen und Rühren an alles bisher Geglaubte und Hingenommene als die wesentliche Tugend ansehen? Müssen wir nicht wünschen in unserer abenteuerlichen Gegenwart die Eignungen des Abenteurers zu züchten, nämlich Härte gegen sich selbst, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und das beständige Auf-dem-Posten-sein, den leisen Schlaf und das gute Gehör und Gesicht für alle Gefahren, schließlich nicht zu mindest die zupackende oder hinschmetternde Faust. Immer sind aus Abenteurern die besten Pioniere der Zukunft geworden, immer haben Abenteurer neue Länder entdeckt, haben Wälder gerodet, Sümpfe entwässert und schließlich der Erde den Segen der Fruchtbarkeit entrunnen. Wir brauchen für die Urwald- und Sumpfwildnis unserer Zeit Abenteurer des Geistes und der Faust, die neue Küsten entdecken und fruchtbar machen. Mit dem bloßen gehorsamen Tritt in der Herde, mit dem Sich-vor-den-Pflug-spannen ist nichts getan.

Kopfschütteln der Pädagogen: da hat einmal ein Lausbub einen Griff in des Vaters Kasse getan und ist nach Hamburg durchgebrannt, um Schiffsjunge zu werden oder nach Südafrika in die Diamantenfelder zu gehen. Warum? Weil er „Indianerbücheln“ gelesen hat oder gar den für eine gewisse Sorte von Erziehern ††† Karl May. Die Zeitungen pflegen solche Schreckensnachrichten mit Behagen zu verbreiten, und die Väter von einigermaßen abenteuerlustigen Söhnen beaufsichtigen daraufhin die Lektüre mit aller Strenge und achten noch besser auf ihre Kassen.

Es wäre aber immerhin zu erwägen: a) wie das Zahlenverhältnis der Durchgebrannten zu den Lesern der „Indianerbücheln“ oder des ††† Karl May ist? (womit aber durchaus nicht das Indianerbüchel mit Karl May auf eine Stufe gestellt werden soll);

b) ob der bewußte Jüngling nicht auch ohne Indianerbüchel, Detektivroman oder Karl May durchgebrannt wäre?

Die Kämpfer gegen die „Schundliteratur“ behaupten, die Gefahr sei groß. Aber nur der seelische Krüppel wird ihr erliegen, der seelisch Gradgewachsene wird das Leben des gelesenen Buches nach einem geheimen Gesetz von der Erhaltung der Energie umsetzen und umwerten, wie sich im Bereich der Natur Wärme in Arbeit wandelt. Er wird nutzbringende innere Kräfte aus ihm ziehen, jene Tapferkeit, Härte, Selbständigkeit, die vorläufig noch im kindlichen Spiel, bald aber im Aufbau ernsten eigenen Lebens sich äußern. Nicht die Romantik des Buches unmittelbar in eine äußerliche Romantik zu übertragen, ist der Sinn des guten Abenteuerbuches, sondern eine Bereitschaft zur Tat zu erwecken, einen Drang nach großen Dingen, nach vollem Einsatz der Persönlichkeit an die Aufgabe.

Ein Paradoxon vielleicht, aber ein tausendfach bewährtes: Liebe zum Abenteuer erzieht zur Pflicht gegen sich selbst.<sup>2</sup>

Vorläufig aber liegt noch der Glanz des Spiels und der Phantasie über dem jugendlichen Nacherleben des Abenteurers. Und noch ein zweites Paradoxon: nur die mit Phantasie Unbegabten begehen die phantastischen Durchbrennereien nach Hamburg. Die Lieblinge der buntschillernden, geflügelten Göttin s p i e l e n vorläufig ihre Abenteuer bloß.

Wer so glücklich ist, zu ihnen zu gehören, wird Erinnerungen an solche Spiele dankbar bewahren und ihren Glanz niemals erlöschen lassen.

Mein erstes großes Abenteuer führte mich mit den zehntausend Griechen Xenophons vom Schlachtfeld von Kunaxa an das jubelnd begrüßte Meer, quer durch die wilden Länder und Stämme Persiens. Ich entrüstete mich über die Verräterei des Tissaphernes, bangte um meine Griechen, als sie durchs wilde Kurdistan zogen, begleitete sie auf den verschneiten Bergpfaden Armeniens. Xenophon, dieser Kriegsberichterstatter, der zum Generalstabschef des Cheirisophos befördert wurde, war mein erster Held. Ich wandelte mich in ihn, zog wohl hundert Male mit meinem eingebildeten Griechenheer durch die unwegsamen Gebirge der auf unserem Dachboden aufgestapelten Kistenwelt und brüllte dann von der Bodenluke über die schrägen, moosbewachsenen Schindeldächer der Hofgebäude hinweg: „Thalatta! Thalatta“, daß mein Großvater in seinem Hofzimmerchen beim Nachbarn Wastl erschreckt ans Fenster fuhr.

Lange, ehe sich mir das Original in seiner Pracht erschließen konnte, las ich diesen ersten Vorläufer Karl Mays in irgendeinem abgegriffenen Schmöker unserer Schülerbibliothek, und als ich dann später mit Kara

---

<sup>2</sup> Vgl. Jahrbuch 1918, S. 98 – 112.

Ben Nemsis die gleichen Landschaften bereiste, zog schattenhaft das Griechenheer neben mir her, und ich freute mich, zu finden, daß sich an der Seele der Natur und der Völker all die Jahrhunderte her nichts verändert hatte. Es waren dieselben öden und gefährlichen Berge, dieselben reißenden Flüsse und dieselben wilden und tückischen Stämme wie zu Xenophons Zeiten; und heute, gereiften Urteils, muß ich eine Kraft der inneren Anschauung bewundern, die von „Bagdad nach Stambul“ und im „wilden Kurdistan“ aus der Intuition die gleichen Eindrücke schöpfte wie Xenophon aus seinem wirklichen Erleben.

Dann kam Jules Verne. Er kam mit solcher Vehemenz, daß ich ihn sogar in der Schule unter der Bank las, bis mich der Professor Stromer dabei erwischt und mir die „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ wegnahm, gerade dort, wo sie am spannendsten ist. Ich mußte mich bis zum Schluß des Schuljahres gedulden, da bekam ich sie zurück und erfuhr nun den weiteren Verlauf bis zur wunderbaren Ausfahrt auf den Lavamassen des Vulkans Stromboli. Nun war ich genügend unterrichtet, um meinerseits die Reise zum Mittelpunkt der Erde antreten zu können. Dazu gehörte vor allem eine geheimnisvolle Urkunde mit einer noch geheimnisvolleren Schrift, die man erst mühsam entziffern muß. Ich plagte mich redlich mit beiden, ersann eine fabelhaft verwickelte Chiffreschrift und schrieb den Text auf ein zerknittertes und brüchiges Stück Papier, das nachher, über der Lampe geschwärzt und mit Spinnengeweben kunstreich überzogen, einem richtiggehenden Pergament zum Verwechseln ähnlich sah. Es nahm sich so echt aus, daß ich vollkommen vergaß, wer es angefertigt hatte, und selbst daran glaubte, es sei ein Dokument von der Hand jenes vielberufenen Arne Saknussens. Im Winkel neben dem Glaskasten war ein so düsterer Ort, daß man allenfalls auch daran glauben konnte, ein solches Pergament sei dort durch etliche Jahrhunderte der Räumewut der Hausfrauen entgangen. Nun lud ich zwei Freunde zur feierlichen Auffindung der Urkunde ein, offenbarte ihnen, es sei mir im Traum ein Fingerzeig von ihrem Vorhandensein geworden und nachdem wir erst zur Erhöhung der Spannung alle Winkel durchstöbert hatten, wo sie nicht war, führte ich sie dahin, wo sie war, und fand sie mit einem Schrei der Ueberraschung wirklich auf. Es machte nur noch einige Schwierigkeiten, die Geheimschrift zu entziffern, denn sie war so verwickelt, daß mir der selbstverfertigte Schlüssel nicht passen wollte. Aber da ich ja schließlich wußte, was darin stand, konnte ich einigermaßen nachhelfen, und den Sinn schließlich doch enträtseln. Es stand nämlich darin, daß der Weg zum Mittelpunkt der Erde durch die Keller meines Elternhauses gehe. Meine Vaterstadt Iglau, die einstige Bergstadt, die durch Silber reich gewesen war, besaß aus jenen Bergwerkszeiten her noch ein Labyrinth unterirdischer Gänge, das sich unter Häusern, Straßen und Plätzen hinzog und von Keller zu Keller reichte. Und da sich unter dem ersten offiziellen Keller unseres Hauses noch ein zweiter äußerst geheimnisreicher befand, mit einem verschütteten Gang, so lag die Möglichkeit nahe, daß man hier, der Weisung Arne Saknussens folgend, wirklich bis zum Mittelpunkt der Erde gelangen könne. Wir traten die Reise an, mit Stricken und Kerzen, aber im Hintergrund des zweiten Kellers war sie zu Ende. Hier stand man vor einer Mauer, doch dieses Bruchstück der Fahrt genügte uns für das Ganze, denn wir hatten auf ihm so viel erlebt, wie die Jules Verneschen Reisenden auf ihrem Weg zum Mittelpunkt der Erde. Und das war schließlich so gut, als wären wir wirklich dort gewesen.

Dann kam Gerstäcker. Ich wurde in Arkansas Regulator, nachdem ich längere Zeit Flußpirat des Mississippi gewesen war, ich war auch Goldgräber in Kalifornien und lebte in den paradiesischen Zuständen von Tahiti. Der große Garten auf dem Frauengraben, den meine Eltern damals besaßen, barg alle fünf Erdteile in sich, einschließlich der Inselwelt Polynesiens.

Wie verblaßten aber alle diese Gerstäckerschen Gestalten, als die Welt Karl Mays auftauchte, diese dramatisch bewegte, farbensatte, weitgespannte, von Energien erfüllte Welt Kara Ben Nemsis und Old Shatterhands. Sie kam gerade zurecht, um mich in einer inneren Krise von großem Seelenschmerz abzulenken. Meine geliebte Taube Lucy, ein kluges, liebenswürdiges, allerzähmstes Vogelwesen, die ständige Gefährtin meiner Garteneinsamkeit, hatte dem Zug ihres Herzens nicht länger widerstehen können und war mir davongeflogen, um sich irgendwo mit irgendeinem Bräutigam zu vereinen.

Wie sich die Karl Mayschen Energien zunächst in Spiele umsetzten, habe ich in einem Kapitel meines Erinnerungsbuches: „Verlorene Heimat“ erzählt, das in der bekannten Memoirenbibliothek des Verlags Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist, und von dem ich ein Stück hierher stellen möchte:

„Mein Herz war bang, meine Tränen flossen reichlich, ich war in meinem Garten wieder mit mir allein. Da führte mir mein freundlicher Stern einen anderen Kameraden zu, keinen lebendigen freilich, sondern bloß

eine Zeitschrift, die nannte sich „Der gute Kamerad“ und war es mir wirklich. Meine Eltern hatten sich entschlossen, mit diese Knabenzeitschrift, die damals eben ihren ersten Jahrgang begann, zu bestellen, und ich war so entzückt und beglückt von ihr, daß man sich ihrer bald als erzieherisches Erpressungsmittel ersten Ranges bedienen konnte. Mein Lerneifer wurde durch sie angestachelt, mein Fleiß und guter Fortgang in der Schule durch regelmäßige Auslieferung der wöchentlich erscheinenden Hefte belohnt, Faulheit und Nachlässigkeit dadurch bestraft, daß man sie mir vorenthielt. So konnte ich die Zufriedenheit meiner Eltern geradezu an der Anzahl der Hefte abmessen, die ich in die Hand bekam. Wenn es irgendwie in Latein oder Griechisch schief ging, so mußte ich darauf warten, was sich mit dem „Sohn des Bärenjägers“ weiter begeben werde, und das war keine geringe Geistesfolter. Anders herum betrachtet, hatte aber wieder die Faulheit den Vorzug und ihren Lohn, denn, indem ich derzeit auf den schluckweisen Genuß verzichten mußte, wuchs die Zahl der in der Obhut meiner Eltern verbliebenen Hefte, und wenn man sie mir am Ende des Schuljahres und bei Ferienbeginn schließlich doch herausgeben mußte, war es ihrer ein ganzer Stoß. So hatte ich anstatt des dünnen Getröpfels ein Schlürfen in vollen Zügen, und das war erst recht wie eine Belohnung des Fleißes und der guten Sitten. Woraus zu ersehen, daß auch die feinst ausgeklügelten pädagogischen Maßnahmen unter Umständen eine Wendung ins Gegenteil nehmen können und der heilige Pestalozzi gegen einen ausgepichteten Sünder manchmal auch keinen Rat weiß.

Die handwerklichen Betriebsamkeiten nun, denen im „Guten Kameraden“ das Wort geredet wird, waren nicht eigentlich mein Feld. Die mannigfachen Tätigkeiten und Basteleien, zu denen man dort Winke fand, lagen mir ferner, Hämmern, Kleben, Laubsägen, und was sonst Bubengeschicklichkeit sein mag, kamen für mich in diesem Alter nur in Betracht, wenn sie etwa mit dem Theaterbau zusammenhingen. Ich habe niemals den Versuch gemacht, gestützt auf die Anleitungen des „Guten Kameraden“, vielleicht aus Zigarrenkisten photographische Apparate, aus Ofenröhren Fernrohre oder aus Operngläsern Mikroskope herzustellen. Dieses tat ich nicht. Ich habe mich auch nie an den Preisausschreiben beteiligt, wie aus einer Hutschachtel und sechs Konservenbüchsen eine *Laterna magica* oder ein Gaskocher oder ein Gewürzschrank für Mutters Küche zu machen sei. Das war noch die alte sparsame Zeit in Deutschland, in der man das Gesetz von der Erhaltung der Materie noch achtete (und daß man mit ihr brach, hat uns den Weltkrieg zugezogen). Ich sah wohl ein, daß es etwas Schönes und Verdienstliches sei, kein abgetanes Ding gering zu schätzen und verkommen zu lassen, aber neidlos überließ ich die Palme dieses Ringens um die Ueberführung des Unbrauchbaren in neue Daseinsformen den Begnadeten. Für meine praktische Tüchtigkeit kam also der „Gute Kamerad“ nicht in Frage.

Hingegen verdanke ich ihm meine Ausbildung als Westmann nach Old Shatterhands heroischem Muster und meine vollkommene Meisterschaft im Anschleichen an den Feind. Es war die Zeit, in der Karl Mays Ruhm einen fabelhaften Anstieg nahm, und daß man ihn als Haupterzähler in die neue Knabenzeitschrift nahm, schien mir das Beste und Wichtigste an ihr, und das andere mehr oder minder bloß Anhängsel und Füllsel. Gerstäcker und Cooper verblaßten neben ihm, Lederstrumpf war nur ein armseliger Waisenknabe, und der einzig richtige Mordskerl war Old Shatterhand. Ich kroch also auf Fingerspitzen und Zehen durch alle Gebüsche, ohne eine Spur zu hinterlassen und Geräusch zu machen, und tauchte plötzlich mitten im Lager des ahnungslosen Feindes auf, indem ich das Kriegsgeschrei erhob, das ja bekanntlich fachgemäß richtig nur dadurch hervorgebracht werden kann, daß man ein ganz hohes lllllh hervorstößt, und dazu mit den Fingern auf dem Mund trillert. Worauf der ahnungslose Feind, will sagen, mein Vater, der da nach Geschäftsschluß auf einer Gartenbank die Abendluft genoß, seinerseits zum Angriff überging und mich mit einer Ohrfeige in die Flucht schlug. Der Garten wurde zum Urwald, zur Prärie, zum Felsengebirge, zum Yellowstone-Nationalpark, zum Llano estacado, in dem Apatschen und Komantschen aufeinanderprallten, wo der Grizzly-Bär hauste und Winnetous Silberbüchse knallte<sup>3</sup>. Ich traf aus meinem Henrystutzen den Vogel im Flug, jedes Blatt eines Baumes, und daß die wunderbare Büchse bloß ein Gartenstecken war, mit einem Nagel als Hahn, machte nichts aus, um so sicherer war der Schuß, weil er bloß gedacht zu werden brauchte. Ich schwang den Tomahawk und übte mich, ihn nach dem Feind am Marterpfahl zu werfen. Der Tomahawk war ein kleines, scharfes Holzbeil und der Feind am Marterpfahl war ein beliebiger Baumstamm,

---

<sup>3</sup> Diese Erinnerungen beziehen sich hauptsächlich auf die Werke „Der Sohn des Bärenjägers“ und „Der Geist des Llano estacado“, die Karl May für die zwei ersten Jahrgänge des „Guten Kameraden“ geschrieben hat und die in Bd. 35 der Ges. Werke („Unter Geiern“) vereinigt sind. Die Herausgeber.

und schließlich brachte ich es wirklich so weit, daß sich der Tomahawk regelrecht in der Luft überschlug und mit der Schneide im Baum stecken blieb. Das war dem Baum nicht sehr recht und meinem Vater noch weniger, das Tomahawkwerfen wurde als Baumfrevel erklärt und unter strenge Strafen gestellt. Da ging ich denn dem Feind nicht mehr mit der Schärfe des Beiles zu Leib, sondern mit der Faust, mit jenem berühmten Hieb gegen die Schläfe, von dem Old Shatterhand seinen Namen hatte. Das hielt der Baum weit besser aus, aber meine Faust viel weniger, und so blieb es denn zuletzt beim Henrystutzen und seiner unfehlbaren Kugel, die man bloß zu denken brauchte.

In einem Punkte wich ich freilich von Old Shatterhand sehr ab. Ich schonte den besiegten Feind nicht und versuchte nie, ihn durch christliche Nachsicht und Milde zu bekehren. In dieser Hinsicht bekannte ich mich zu Gerstäcker und Cooper, wo viel weniger Umstände gemacht werden, ging also mit Skalpiern und Umbringen recht wild und blutrünstig grausam vor. Daß man einen besiegten Feind auf Seite 225 schon deshalb laufen lassen müsse, um ihn auf Seite 314 wieder einfangen zu können, verstand ich noch nicht. Ich schrieb ja damals noch keine Bücher, hatte keinen Bedacht auf Leser zu nehmen und wenn ich mit einem Abenteuer am Ende war, konnte ich ruhig wieder ganz von vorn beginnen und wiederholen, was mir gefiel.“

Leichter als andere Erzähler von Abenteuergeschichten macht es Karl May seinem jungen Leser, selbst zum Helden des im Lesen Durchlebten zu werden. Die Menschen der Jules Verneschen Bücher sind schematische Figuren, Automaten, Puppen, von einem einzigen Gedanken und Motiv getrieben. Psychologisches Vermögen, Kraft der Charakteristik gehen diesem Autor ab, seine Aufmerksamkeit ist auf äußere Dinge gerichtet, auf Technisches, Wissenschaftliches, auf Zahlen und Daten. Er vermag keine Menschen zu formen. Er kennt diesen Mangel und auf daß man seine Personen voneinander zu unterscheiden imstande sei, gibt er jeder von ihnen irgendein Leitmotiv, eine komische Eigentümlichkeit, die sie ständig begleitet. Er läßt sie stottern, oder zerstreut sein oder die weite Gotteswelt nur unter irgendeiner höchst verbogenen Optik sehen. Sie müssen, um überhaupt eigenes Leben zu haben, allesamt zu Sonderlingen werden, zu Grotteskfiguren, zu Karikaturen. Für Karikaturen aber kann man sich nicht dauernd begeistern.

Friedrich Gerstäcker gelingen manchmal wirkliche Menschen, weit und reich und widerspruchsvoll und psychologisch echtfärbig. Aber als Epiker höherer Art ist er ihnen gegenüber zu objektiv, es strömt zu wenig Persönliches von ihm in sie, sie sind nicht Blut von seinem Blut, sie sind lebendig, aber nicht von seinem eigenen Leben erfüllt. Seine Welt ist mannigfaltig genug, ist voll von Spannungen und manchmal von literarischer Bedeutsamkeit, aber sie ist nicht der Tummelplatz solch begeisternder Prachtexemplare wie die Karl Mays.

Rudolf Hans Bartsch hat einmal die kluge Beobachtung gemacht, der dauernde Lebenswert eines Buches hänge davon ab, ob der Dichter in ihm ein „Prachtexemplar“ von Mensch geschaffen habe. Der Don Quixote ist so ein Prachtexemplar, der Gulliver ist eines, aber auch die Madame Bovary, der Hungerpastor, Raskolnikow, Oliver Twist, Richard der Dritte und der Steinklopferhans. Es gibt Prachtexemplare mit positiven und mit negativen Vorzeichen. Die Frage nach dem Prachtexemplar ist ein Querschnitt durch alle Ebenen und alle Gattungen von Literatur und sie hängt in gewissem Sinn mit der energetischen Betrachtungsweise zusammen.

Solcher Prachtexemplare hat Karl May unzweifelhaft mindestens zwei geschaffen: den Ich-Helden seiner Romane und Winnetou, einen Vertreter europäischer Kultur und einen der Naturvölker, beide verwandt durch ihren tiefen Glauben an den Menschen und an Gott und an das Göttliche im Menschen. Kara Ben Nemsi und Old Shatterhand tritt als Fertiger in die Welt seiner Bücher ein, Winnetou lebt in sich die Entwicklung zu demselben Ziel. Beide sind in den psychologischen Grundzügen einfach und doch reich, ihr Reichtum ist nicht Verwicklung, sondern Tiefe. Auch Karl May kennt die Jules Vernesche Technik des grotesken Leitmotivs, aber er wendet sie bloß auf Nebenpersonen an, charakterisiert die minder wichtigen durch einfache Linien, die bisweilen zur Karikatur werden. Seine Hauptpersonen aber sind, so übersichtlich sie in ihrer Psychologie sind, doch von ethischer Wertigkeit. Und noch etwas: sie sind voll von persönlichem Leben, namentlich das Karl Maysche „Ich“, dieser Abenteurer mit dem weichen Herzen und zarten Gewissen, dieser Westmann mit der zerschmetternden Faust und der manchmal unbegreiflichen Langmut. Winnetou ist in diesem Sinn nur eine Abspaltung des Ich-Helden, er zeigt, wie man aus dem ethischen Naturzustand zu dem werden kann, was Old Shatterhand schon ist. Dieses Maysche Ich ist eine durchaus deutsche Schöpfung, ein späterer Nachfahre des eigentlich deutschen Nationalhelden Dietrich von Bern, der

lange gereizt werden mußte, ehe er einmal hinschlug, wenn er es aber tat, gleich so, daß kein Gras mehr wuchs.

Daß es ein Ich ist, was da siegreich durch alle Abenteuer und Gefahren schreitet, erleichtert dem jungen Leser ungemein, in seine Persönlichkeit einzugehen und seine Energien sich zuzueignen. Kein gesunder Bub, der nicht nach den ersten Zweihundert Seiten schon Kara Ben Nemsis wäre, das heißt: scharfsinnig, helläugig, gewandt, mit Strömen von Kraft in allen Muskeln. Die ethische Wertigkeit scheint zunächst ohne Belang, ja sie wird dort, wo sie allzu große christliche Geduld gegenüber ausgesprochenen Rabenäusern ist, bisweilen nur mit einem Achselzucken ertragen. Aber auch sie wirkt weiter, ganz im Stillen, im Unbewußten, wo schließlich die großen Entscheidungen heranwachsen. Denn dieses Maysche Ich ist ein Starker, der seine Kräfte nicht mißbraucht, es hat den Willen zur Macht, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienst der Idee des Guten. Unmöglich, daß das Recht des Stärkeren, dieses Faustrecht nicht schließlich unter ethische Kontrolle gesetzt würde, daß seine rücksichtslose Ausnützung nicht gebändigt und gehemmt wäre durch sittliche Hemmungen.

Nicht bis zu den nur dem ethischen Genie zugänglichen letzten Konsequenzen, etwa einem unbedingten „Liebet Euere Feinde!“ und „Tut wohl denen, die Euch fluchen!“, aber doch bis zu dem Punkt, wo man einsieht, daß ein unvollkommener Sieg, der den Feind schont, bisweilen ein vollkommenerer ist. Man wird, im Bewußtsein des Besitzes solcher Energien und der Möglichkeit – symbolisch gesprochen – seine Faust auch gelegentlich zerschmetternd niederfallen lassen zu können, zu einer freudigen Großmut vorschreiten, die kleine Anlässe nicht beachtet, um für große um so gerüsteter zu sein. Man wird lächeln können über jede Art von unnützer Aufgeregtheit. Man wird diese grunddeutsche Gelassenheit des Dietrich von Bern gewinnen. Man wird die Gefahr nicht heraufbeschwören, sie aber auch nicht fürchten, ja sogar vielleicht lieben, als eine Bewährung vor sich selbst und vor dem Leben, die von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß. Es wird, was zuerst eine gespannte Bereitschaft zu leiblicher Balgerei war, eine psychologische Wendung nehmen, zu einer Abenteuerlust der Seele, die sich vor Neuem nicht mehr fürchtet, ja es anstrebt als eine gesunde Übung innerer Kräfte und gelegentliche Reinigung dumpf gewordener Gegenden in uns.

Man wird dieser Verinnerlichung der Energien zuletzt jene heitere Ueberlegenheit verdanken, die das letzte Merkmal wahrhaft freier Geister ist. Man wird eine fröhliche Wissenschaft vom Leben haben.

So wird bei gesundem Blut und gesunder Seele das Gesetz der Erhaltung der Energie auf uns Anwendung finden. Wir werden später noch dankbar erkennen, was wir den bunten Abenteuern und den Begeisterungen aus Karl Mays Büchern schuldig sind.